

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

MÄRZ 2018



**ALEXANDER  
GERST**

**JÜRGEN  
JESKE**

**KARL  
LAGERFELD**

**GÜNTER  
BANNAS**

**LUCA  
GUADAGNINO**

**FELIX  
JAEHN**

**FERDINAND  
VON SCHIRACH**

# MANN



Tambour Horizon  
Your journey, connected.

LOUIS VUITTON





JAVIER BARDEM and DEV PATEL, MALIBU HILLS, 8pm  
WATCH THE SERIES ON ZEGNA.COM

Ermenegildo Zegna

DEFINING MOMENTS

GERARD BUTLER'S CHOICE  
DAS HEMD, DAS SICH WIE  
KEIN ANDERES TRÄGT.

**OLYMP**  
SIGNATURE



REFLECTIONS/  
SHORT FILMS BY F.B.  
#2. 196.6 MHZ  
WITH V.C./ J.A.  
BOTTEGAVENETA.COM

BOTTEGA VENETA

# KURZ VOR KNAPP

**J**a, so ist das immer am Tag vor dem Redaktionsschluss: Es kommt etwas dazwischen. Sie werden sich fragen: Warum hat er im Editorial wieder so geschludert? Warum hat er diesen wichtigen Text einfach so runtergeschrieben? Hätte er sich nicht vorher etwas dabei denken können? Sorry, nein, das war nicht möglich. Das Schicksal hat mir einen guten Grund dafür geliefert: eine Bombe aus dem Krieg. Sie lag nur wenige hundert Meter von der Redaktion entfernt, gleich hier im Gallusviertel. Wir alle mussten gestern um 18 Uhr raus aus dem Gebäude. Wie konnte ich da noch schreiben? Daher also sitze ich nun hier, zwei Stunden vor Redaktionsschluss, und denke über Männer nach, das große Thema dieser Ausgabe. Über Günter Bannas, den ich bewundere, seit ich vor 22 Jahren im Volontariat zwei Monate im Bonner Büro dieser Zeitung verbrachte und Bannas eine Stunde vor Redaktionsschluss hereinkam, um schnell noch einen Riesenartikel zu schreiben. Über Karl Lagerfeld, der erst gestern spät aus Mailand zurückgekehrt ist von seiner Fendi-Schau und heute morgen schnell Angela Merkel gezeichnet hat. Über Jürgen Jeske, der mich schon immer mit formvollendetem Auftritt beeindruckte, bis ich erfuhr, dass er einst Herrenschneider war – jetzt hat er darüber geschrieben und uns gleich auch noch eine Idee für die Illustration dieser Seite geliefert. Über Felix Jaehn, der zugleich DJ und genialer Produzent ist, was man schon daran erkennt, dass „Hot2Touch“ in vierten Klassen geröht wird, obwohl die Kinder gottlob noch gar nicht wissen, worum es da geht. Über Ferdinand von Schirach, der so sauber, kalt und nüchtern schreibt, dass ich mich kaum traue, sein neues Buch zu lesen. Über den letzten Mönch in Himmerod, über den Timo Frasch so unsentimental berichtet. Na ja, und vor allem natürlich über die Sprengmeister des Hessischen Kampfmittelräumdienstes. Mitten in der Nacht, bei Minusgraden, eine Weltkriegsbombe entschärfen: wahre Männer! Mein Gott, und ich denke über dieses Editorial nach. *Alfons Kaiser*



*Verantwortlicher Redakteur:*  
Dr. Alfons Kaiser

*Redaktionelle Mitarbeit:*  
Holger Appel, Christian Aust, Peter Badenhop, Günter Bannas, Johanna Christner, Katharina Cichosch, Dr. Marco Detweiler, Johanna Dürholz, Markus Ebner, Till Fährders, Timo Frasch, Jürgen Jeske, David Klauert, Norbert Kuls, Christoph Moeskes, Celina Plag, Friedrich Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Lukas Weber, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

*Bildredaktion:*  
Christian Matthias Pohlert

*Art-Direction:*  
Peter Breul

*E-Mail Redaktion:*  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

*Redaktion und Verlag:*  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

*Geschäftsführung:*  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Burkhard Petzold

*Verantwortlich für Anzeigen:*  
Ingo Müller

*Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:*  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

*Produktionsleitung:*  
Andreas Gierth

*LAYOUT:*  
Verena Lindner, Oliver Schaffer

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

*Druck:*  
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

## SAUVAGE

THE NEW EAU DE PARFUM

Dior



**JÜRGEN JESKE** hat sein Handwerk immer verstanden. Und das darf man bei dem Journalisten, der 1962 in die Wirtschaftsredaktion dieser Zeitung eintrat und von 1986 bis Mitte 2002 der für Wirtschaft zuständige Herausgeber war, durchaus wörtlich verstehen. Denn Jeske machte einst in Zeitz eine Lehre zum Herrenschneider. Für uns schreibt er auf (Seite 58), was das in der frühen DDR bedeutete.



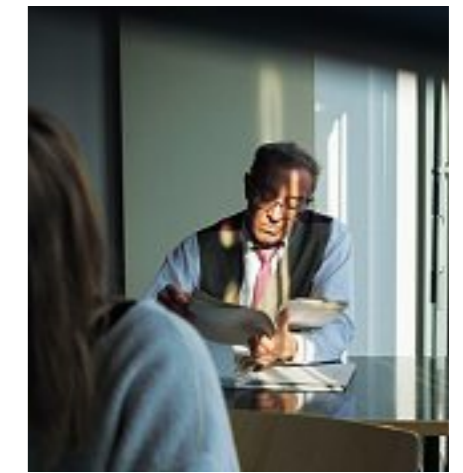
**FREDERIKE HELWIG** begann ihre Karriere als Fotografin bei Magazinen wie „i-D“ und „The Face“. Ihre Bandbreite zeigt die Londonerin in diesem Heft – von ihrem Selbstporträt im Büro über die Langzeit-Serie „Kriegskinder“ (Seite 22) bis zur Modestrecke (Seite 50). Das Shooting im „Rex Club“ in Paris erinnerte sie an ihre Jugend in einem Hamburger Vorort – als man noch zu DAF („Der Mussolini“) tanzte.



**FRIEDRICH SCHMIDT** hat sich als Kind nie besonders für Raumfahrt interessiert: zu ferne Sterne, zu viel All. Nach dem Besuch im Sternenstädtchen, dem legendären Raumfahrt-Ausbildungszentrum, sieht der Moskau-Korrespondent dieser Zeitung aber ein, warum viele dafür brennen. Das liegt vor allem an dem deutschen Astronauten Alexander Gerst, der sich auf seine nächste Mission vorbereitet. (Seite 48) Auf dem Erinnerungsfoto spiegelt sich Schmidt im Visier eines Raumanzugs.

## MITARBEITER

**GÜNTER BANNAS**, der scheidende Berliner Büroleiter dieser Zeitung, hat seine Mitschriften über die Anfangszeit der Grünen und die rot-grüne Regierung längst der Heinrich-Böll-Stiftung übergeben. Jetzt war er wieder dort, um die Mappen für seinen Rückblick auf vier Jahrzehnte Politik-Journalismus (Seite 30) durchzusehen. Er war verblüfft, wie gut sein Werk archiviert ist – und dass er noch alles lesen konnte. Vor allem die Unterlagen zur Friedensbewegung werden oft genutzt. Demnächst werden im Archiv „Grünes Gedächtnis“ weitere Kartons angeliefert.



**JOHANNA DÜRRHOLZ** gehörte immer zu den nervigen Menschen am DJ-Pult, die am liebsten ihren eigenen Laptop angeschlossen hätten, um ein Beatles-Album mit guten Boxen durchhören zu können. Sie studierte Literaturwissenschaften in Bonn und wurde an der Technischen Hochschule Köln zur Online-Redakteurin ausgebildet. Ihr früherer Job beim Radiosender 1Live führte sie an die Mainstream-Musik von heute heran. Jetzt vereint sie ihre Liebe zum Pop mit ihrer Liebe zum Schreiben – als Redakteurin bei FAZ.NET und im Ressort „Leben“ unserer Sonntagszeitung. DJ Felix Jaehn, den sie für dieses Magazin porträtiert (Seite 60), hat sie lieber nicht danach gefragt, was er von Leuten hält, die an seinem Pult persönliche Wünsche äußern.





VERSACE

VERSACE.COM

FOTOS: ROBERT MARKOWITZ / NASA, FONDAZIONE CASTIGLIONI, DANIEL PILAR, ZEICHNUNG: JÜRGEN JESKE, ILLUSTRATION: F.J. TRIPP / M. WEBER, AUS: „IM KNOPF UND LUKAS DER LOKOMOTIVFÜHRER“ VON MICHAEL ENDE, THIEMANN VERLAG



Seine Zeichenkünste prädestinierten ihn für die Mode. Aber Jürgen Jeske (Seite 58) nahm nach der Lehre zum Herrensneider öfter einen Kugelschreiber als einen Pinsel zur Hand.



Achille Castiglioni gilt als einer der bedeutendsten Designer des 20. Jahrhunderts. In diesem Jahr wäre er 100 geworden. Daher wird er nun in Mailand gefeiert. (Seite 70)



**ZUM TITEL**

Unser Bild zeigt den Astronauten Alexander Gerst, der in wenigen Monaten als erster Deutscher das Kommando auf der Internationalen Raumstation übernimmt. Gerst trägt einen Raumanzug, der von Nasa-Astronauten für Außenbordeinsätze genutzt wird. Solche Anzüge sind so komplex, dass die Astronauten sie oft als eigenes kleines Raumschiff bezeichnen. Raumfahrer der Europäischen Weltraumorganisation wie Gerst sind auch auf den russischen Anzug „Orlan“ trainiert. Aber da sie organisatorisch zur amerikanischen Crew gehören, tragen sie im All die amerikanischen Raumanzüge.

- 18 KARL LAGERFELD
- 22 TASSILO III.
- 43 LEO ROBITSCHKE
- 64 LUCA GUADAGNINO
- 82 FERDINAND V. SCHIRACH

**LEISE** Nach 800 Jahren müssen die Mönche Himmerod in der Eifel verlassen. *Seite 36*

**SIMPEL** Wie Sprachassistenten die komplizierte Welt von Frauen und Männern erklären. *Seite 74*

**LAUT** Er musste nur springen: Männermode haben wir im „Rex Club“ fotografiert. *Seite 50*

**BUNT** Die Sprayer der ersten Stunde erzielen inzwischen auf dem Kunstmarkt Rekordpreise. *Seite 76*

**HEISS** Dakar, die Hauptstadt Senegals, ist immer eine Rallye oder eine Reise wert. *Seite 72*

**STARK** Der Grafikerdesigner Mario Lombardo aus Berlin bringt nun auch Düfte heraus. *Seite 80*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 14. April bei.  
**Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Aus Versehen Popstar: Er wirkt noch wie ein Jugendlicher, aber hat schon Nummer-Eins-Hits in Amerika. Felix Jaehn (Seite 60) scheint selbst von seinem Erfolg überrascht zu sein.



Ein Mann wie ein Baum: „Klein und rund“ stellte sich Michael Ende seinen Lukas vor. Genau das ist Henning Baum (Seite 48) nicht. Dennoch spielt er nun den Lokomotivführer.



LC 50 The only original  
Le Corbusier Collection  
since 1965  
& eco-friendly

# Cassina



CLASSIC  
ORIGINAL

Le Corbusier G. Jeanneret C. Perrinard

LC2 DESIGNED BY LE CORBUSIER, P. JEANNERET E C. PERRIAND

## Seit 50 Jahren unerreicht und authentisch

Die Ikone der Moderne. Die LC Kollektion seit 1965 exklusiv bei Cassina. Von vielen imitiert, aber das Original bleibt unerreicht.

## Innovativ für eine nachhaltige Zukunft

Vegetabil gegerbtes Leder, Waterborn-Stoff, dreiwertiges Chrom (CR3), Zertifizierung nach Greenguard und ISO14001: Weil die großen Klassiker mit der Zeit immer besser werden.

Discover more on [cassina.com](http://cassina.com)  
[cassina.com/LC50FILM](http://cassina.com/LC50FILM)

# Vor zwanzig Jahren

Am Anfang gab es nur Löffel, gleich nach den Händen, versteht sich. Die ersten Löffel sind wohl auch Hände nachgebildet, die Wasser schöpfen. Seit wann es die simplen Geräte gibt, weiß niemand genau. Einer der ältesten Löffel in Deutschland stammt aus der Prähistorischen Siedlung Pestenacker im Landkreis Landsberg am Lech. Das Objekt aus Holz, das man dort fand, ist 5500 Jahre alt. Doch schon viel früher, in der Steinzeit, wurden Speisen mit allerlei Gerätschaften geschöpft.

Einst waren Löffel von großem Wert. Ohne sie war der Mensch verloren. Deswegen trug man noch im Mittelalter das lebensnotwendige Werkzeug immer bei sich. Wer keinen Löffel hatte, hatte sein Leben verwirkt. Daher spricht man davon, dass jemand, der dem Tode nahe ist, bald den Löffel abgibt.

Noch bis weit in die Neuzeit hinein waren Löffel meist aus Holz. Messer hingegen waren schon seit der Bronzezeit aus Metall, mit ihnen wurden Speisen aber nur zerteilt. Die Gabel wiederum gesellte sich in bürgerlichen Kreisen erst im 19. Jahrhundert zum Essbesteck hinzu. Das hatte natürlich auch mit der Industrialisierung zu tun, die nach bürgerlicher Vorstellung aus dem schlüpfenden Menschen erst ein ziviles Wesen machte. Das Schlürfen, althochdeutsch „laffen“, hat im Wort Löffel die Jahrhunderte überdauert.

Löffelmacher war seit dem Mittelalter ein ehrenwerter Beruf. Aus einem roh geschmiedeten Stück Metall formte und feilte er mühevoll die Werkzeuge zur Nahrungsaufnahme. Sie waren aus Blech und oft mit einer dünnen Schicht Zinn überzogen. Nur der Adel konnte sich Löffel aus Silber oder sogar Gold leisten.

Ausgerechnet ein Müllerssohn aus Geislingen an der Steige brachte Mitte des 19. Jahrhunderts Tischkultur auf die bürgerliche Tafel. Daniel Straub machte sich dabei das neue Verfahren Plaqué zu Nutze. Damit konnte er Gegenstände des alltäglichen Lebens, die zum Beispiel aus Kupferblech waren, mit Silber plattieren. 1854 präsentierte der Mann von der Schwäbischen Alb seine Silberplaqueüware stolz auf einer Münchner Messe. Neben Schalen, Platten und Terrinen bot er auch einen „Theelöffel“ an. Aus der Firma, die bald „Straub & Sohn“ hieß, wurde später die Württembergische Metallwarenfabrik, kurz WMF, einer der größten Besteckhersteller der Welt. Der Sitz des milliardenschweren Unternehmens ist bis heute Geislingen an der Steige, auch wenn es seit zwei Jahren zum französischen Haushaltsgerätehersteller SEB gehört.



Hergestellt wird Besteck noch wie zu Straubs Zeiten: Blech wird ausgewalzt, ausgestanzt, ausgeformt, danach geschliffen, poliert und bei Bedarf versilbert – in einem galvanischen Bad. Der Kern besteht dann aus Edelstahl, seltener aus Alpaka, was nichts mit einem Kamel zu tun hat, sondern der Name einer Kupfer-Nickel-Zink-Legierung ist. Fürs Versilbern eines Löffels benötigt man höchstens ein, zwei Gramm des Edelmetalls. Doch was manchmal wie Silber aussieht, ist in Wirklichkeit Cromargan, ein Material, das vor allem aus Chrom besteht; der Begriff „Argan“ spielt auf das silberähnliche Aussehen des Metalls an.

Auch eines der Erfolgsprodukte aus dem Hause WMF gab es in Silber, versilbert und aus Cromargan. Die Serie „Englische Rose“ ist ein Art-Deco-Klassiker, der aus dem England Königin Viktorias stammen könnte. Der Entwurf zeichnet sich durch einen zum Ende hin verbreiterten Stiel aus, der ein umlaufendes Fadenrelief hat. Die Löffelschale, auch Laffe oder Kelle genannt, läuft leicht spitz zu, die Zunge, die Stiel und Laffe verbindet, krägt ein wenig aus. Der eingravierten Rose im Stiel verdankt das Besteck seinen Namen. Das Besteck wurde über Jahrzehnte in großen Stückzahlen produziert. Die 2391 Löffel, die vor 20 Jahren in Geislingen produziert wurden, zählen allerdings zu den letzten, die von WMF hergestellt wurden. Die Besteckserie ist seit Ende der Neunziger nicht mehr im Handel und nur noch antiquarisch erhältlich. *Peter-Philipp Schmitt*

Aus der F.A.Z. vom 2. März 1998: „Es muss nicht immer Gold sein. Auch Silber glänzt: Besteckherstellung bei WMF in Geislingen.“

Foto Frank Röth



### KARL LAGERFELD SIEHT DIE POLITIK IN DER OPER

Am Schluss triumphiert im „Rosenkavalier“ die eheliche Liebe. So hatte es der Librettist Hugo von Hofmannsthal angelegt, und so konnte es sich der Zuschauer der Richard-Strauss-Oper zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Wien zurechtlegen. Wenn das die Pointe des ganzen beziehungs-technischen Durcheinanders wäre, dann hätte Karl Lagerfeld mit seiner Zeichnung mal wieder ins Schwarze getroffen – und ins Rote noch dazu. Das ganze Hin und Her nach der Bundestagswahl, die vor einem halben Jahr stattfand, dieses dauernde Werben und Konkurrieren und Intrigieren – das war ja

schlimmer als in der Oper. Immerhin: Die Lüstlinge sind entlarvt, die gute Ordnung ist wiederhergestellt, und es kann weitergehen. Aber wie? Die sozialistische Rose in der Hand der Bundeskanzlerin lässt den Kopf hängen, und die herabfallenden Blütenblätter sehen aus wie die Blutstropfen aus der Wunde, die Octavian dem Baron mit dem Degen beigebracht hatte. Ganz ohne Opfer (und ohne Oper) geht eben keine Koalitionsbildung über die Bühne. Und jede richtige Rose hat ihre Dornen. Aber egal: Am Schluss triumphiert die Liebe, wenn auch nur die eheliche. (kai.)

Komm, schau und spiele!

HERMÈS  
PARIS



# PRÊT-À-PARLER



## ES GIBT AUCH SCHLECHTES WETTER – UND GUTE KLEIDUNG

Starkregen im Sommer, Stürme im Herbst, Friederike im Januar – das Wetter ist unberechenbar. Es gibt Leute, die das gar nicht so schlimm finden: Modemarken, die eine Daseinsberechtigung für all ihre Produktneuheiten suchen, nutzen das schlechte Wetter als Chance. Mit Regenjacken! Denn eine Regenjacke braucht jeder, auch Männer, die noch immer nicht so gerne einkaufen wie Frauen, und die dabei einfach anders vorgehen – der Sinn eines Produkts muss sich ihnen noch stärker erschließen. Vor dem Hintergrund des miesen Wetters hat eine Regenjacke jedenfalls sofort einen Sinn. Sie ist dann eine Art Uniform, die Modelle von Michael Kors (7) und Z Zegna (11) passen

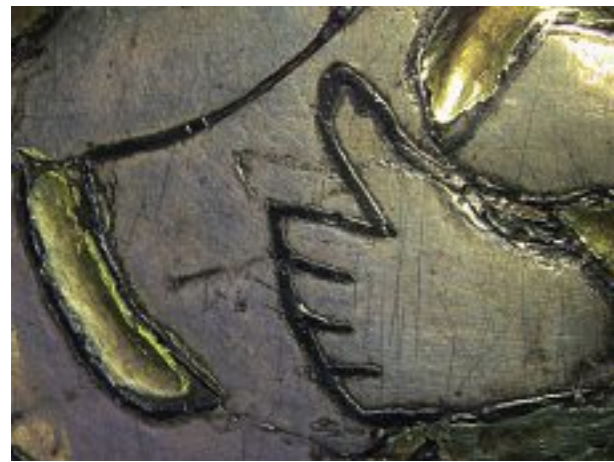
auch stilistisch dazu, denn es handelt sich hier um Parkas, die generationenübergreifend kleiden: die Achtundsechziger, die Babyboomer und die Generation Y.

Beim Friesennerz mag das etwas anders sein, obwohl der Klassiker unter den Regenjacken besonders oft zitiert wird, siehe die Modelle von Boss (9), Herno (5) oder Woolrich (3). Innerhalb von wenigen Jahren ist Stutterheim (10) zur Instanz in Sachen Regenjacken geworden und das nicht nur wegen der schwedischen Wurzeln, die darauf schließen lassen, dass sich da jemand mit Schlechtwetter-Kleidung auskennt. Nein, es liegt auch daran, dass diese stets bunten Jacken klassisch und ironisch daherkommen.

Wie der typische Friesennerz. Darum geht es ja bei einer Regenjacke: Wer sich die Elemente antun muss, kann es ruhig mit Humor nehmen. Es mag schlechtes Wetter geben, aber es gibt auch gute Kleidung dafür. Also lustige Jacken wie die von Moncler mit Froschmotiv (4), von Emporio Armani mit floralem Muster (6), von Stone Island in Hautfarben (2) oder im Batik-Look von Joop (1). Kann man sich ruhig trauen, eine Regenjacke soll man ja nicht ewig tragen, obwohl die Modelle in schlichem Nachtblau von Brioni (12) oder von Burberry in Weiß (8) so aussehen. Schließlich folgte auch auf den Regen im vergangenen Jahr immer irgendwann Sonnenschein. (jwi.) Foto Martin Ly



# HERNO



Kupfer, Silber und Gold: Die Hand Jesu, sorgfältig nielliert, könnte einst sechs Finger gehabt haben. Das Omega (Mitte), neben dem Alpha Christusmonogramm, steht für das Ende, das S (rechts) für Heiland.

## EINE ART STAATSDENKMAL

Man schrieb das Jahr 794. Karl der Große lud nach Francofurt zur Synode. Für das spätere Frankfurt am Main war es ein bedeutsames Jahr: Paulinus II. von Aquileia, Gelehrter am Hof des fränkischen Königs und späteren Kaisers, schrieb den Namen des Tagungsortes nieder. Damit war die heutige Metropole erstmals urkundlich erwähnt. Für einen Vetter Karls des Großen hingegen war die Synode nur der letzte Akt einer bewussten Demütigung.

Tassilo III., letzter bayerischer Herzog aus dem Geschlecht der Agilolfinger, musste auf der Reichssynode, auf der unter anderem die Preise für Getreide und Brot im Fränkischen Reich festgelegt und die karolingische Münzreform festgeschrieben wurden, erscheinen, und endgültig auf die Herrschaft über Bayern zu verzichten. Dafür hatte man ihn eigens aus seiner Klosterzelle in der Abtei Jumièges in der heutigen Normandie geholt. Schon 788 war er dorthin verbannt worden – und das war eine Gnade, denn eigentlich war der untreue Vasall, als der er galt, zum Tode verurteilt worden. Nur zwei Jahre nach der Synode soll der 55 Jahre alte Tassilo gestorben sein, all seiner Herrschaft beraubt und ohne jeglichen Besitz.

Welch große Bedeutung der Herrscher Tassilo III. einst hatte, zeigt ein Objekt, das seinen Namen trägt: der Tassilokelch. Er gilt als ein „Schlüsseldenkmal des frühen Mittelalters“ und ein „Meilenstein der europäischen Kulturgeschichte“. Erstmals ist der Kelch, der seit dem Jahr 777 durchgängig im Besitz des von Tassilo gegründeten Klosters Kremsmünster in Oberösterreich ist, nun genau untersucht worden. Die Ergebnisse wurden Ende Februar auf einer dreitägigen Arbeitstagung im Archäologischen Museum in Frankfurt vorgestellt. Initiator der Tassilokelch-Forschung ist der ehemalige Direktor des Museums, Egon Wamers. Er veranlasste, dass der Kelch über Monate im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz untersucht wurde, so wie zuvor schon die Ausrüstung der Gletschermumie Ötzi und die Bronzenvogel aus dem Grab des Ersten Kaisers von China, Qin Shihuangdi.

„Von Tassilo und seiner Hofkunst wissen wir leider sehr wenig“, sagt Wamers. Dafür habe vor allem Karl der Große gesorgt. Ihm war Tassilo, weil er ein Machtfaktor im Alpenraum war, ein Dorn im Auge. Darum brachte der Karolinger seinen Vetter in Verruf und führte Krieg gegen ihn. Ähnlich verfuhr er zuvor schon mit Desiderius, dem letzten Langobardenkönig, dessen Reich er sich ebenso einverleibte wie er es später mit Tassilos bayerischem Herzogtum tat. Die Schätze beider Höfe wechselten den Besitzer, von Tassilo blieb vor allem der Kelch, den er mit seiner Frau Liutpiric, Tochter von Desiderius, dem Kloster Kremsmünster stiftete. Es war der glanzvolle Höhepunkt von Tassilos Herrschaft. Dadurch, so die Meinung der Forscher, wurde das liturgische Gefäß zu einem „Staatsdenkmal“. So sind auch die Namen der Stifter in der umlaufenden Inschrift im Kelchfuß zu verstehen: „TASSILO DVX FORTIS · LIVTPIRC VIRGA REGALIS“ = Tassilo, kraftvoller Herrscher, Liutpiric aus königlichem Geschlecht.

Der Kelch selbst zeigt südländische und angelsächsische Einflüsse; vor allem die Tier- und Pflanzenornamentik ist eher aus dem Norden bekannt. Virgil von Salzburg, 700 in Irland geboren, später Missionar und dann auch Gelehrter an Tassilos Hof, könnte eine Rolle gespielt haben, glaubt Wamers. Das Gefäß, gut 25 Zenti-

meter hoch und 2370 Gramm schwer, besteht aus drei Teilen: einer Schale (Kuppa), einem Fuß mit knaufartiger Verdickung (Nodus) und einem wahrscheinlich gegossenen massiven Kranz mit 24 Perlen. Kuppa und Fuß werden von einer Vierkant-Niete zusammengehalten, wie man auf Röntgenbildern erkennen kann. Den Übergang verdeckt der Perlenkranz.

Fünf Medaillons schmücken die Kuppa. Abgebildet sind Christus und die vier Evangelisten: Johannes, dargestellt mit einem Adler, Markus mit einem Löwen, Lukas mit einem Ochsen und Matthäus mit einem Engel. Der Heiland spendet „nach griechischer Art“ einen Segen, sein Haupt umgeben Heiligenschein mit Kreuz. Zu beiden Seiten stehen die apokalyptischen Buchstaben Alpha und

Omega („Ich bin der Anfang und das Ende“), über dem Alpha ist der Buchstabe I (Jesus), über dem Omega der Buchstabe S (Heiland) zu sehen – IS für „Jesus Sothér“.

Im unteren Teil befinden sich ebenfalls Halbbilder. Von den vier Heiligen kann nur Johannes der Täufer anhand eines Namenskürzels (IB = IOHANNES BAPTISTA) eindeutig zugeordnet werden. Die anderen Kürzel werden folgendermaßen gedeutet: MT für die Gottesmutter MARIA THEOTOKOS, PT für PANTALEON THAUMATURGOS (der Wundertäter Pantaleon) und TM für THEODOROS MARTYR (Theodor der Märtyrer).

Der Kelch selbst besteht aus getriebenem Kupfer, nicht etwa aus Gold, wie man meinen könnte. Das lässt sich auch leicht an den bräunlichen Stellen erkennen, die durch Abrieb über die Jahrhunderte unter der Feuervergoldung hervorkommen. Die Medaillons sind aus 0,3 bis 0,4 Millimeter dicken Silberinlagen, die als einzelne Bleche und mit ganz unterschiedlichen Silbergehalten aufplattiert und gefasst wurden. Einige wurden auch tauschiert, also ins Kupfer gepresst, eingetrieben oder eingehämmert. Die dunklen Umrandungen etwa der Efeu- und Weinranken sowie die Zeichnungen der Gesichter und Hände sind nielliert, sie wurden erst eingraviert und dann mit einer schwarzen Silbermasse (Niello) ausgefüllt. Zudem war der Kelch einst mit 36 „Steinen“ verziert, es handelte sich um blaues und grünes Glas. Die meisten dieser Cabuchons sind verlorengegangen.

Überhaupt sieht man dem Kelch seine mehr als 1200 Jahre an. Nachträglich mussten lose Silberinlagen genietet werden; die kleinen runden, etwas dunkleren Metallstifte erkennt man leicht, einer zierte auch die linke Gesichtshälfte Jesu. Auch weitere Reparaturen sind erkennbar und wurden zudem dokumentiert: Im Stiftsarchiv von Kremsmünster hat sich eine Rechnung des Kupferschmieds Paulus Hueber vom 12. Januar 1796 erhalten, wonach der Kelch „an 18 Orten mit Silber neu ausgebessert und neu geputzt“ worden sei. Die Experten in Mainz haben sogar „21 Reparaturorte“ nachweisen können. Ein kleines Rätsel gibt die linke Hand Jesu auf, die ursprünglich sechs Finger gehabt haben könnte. Oder lag der Daumen fälschlich erst an und musste durch einen abgespreizten ersetzt werden?

Dass der Kelch die Jahrhunderte überdauerte, hat er den Benediktinern in seinem Kloster zu verdanken. Zuletzt rettete ein Mönch das wertvollste Stück der Schatzkammer im Krieg. Er packte die Kostbarkeit in eine Tasche, radelte ins 150 Kilometer entfernte Bad Ischl und versteckte den Kelch in einem Salzbergwerk. Erst nach dem Krieg holten ihn sich die Mönche zurück. *Peter-Philipp Schmitt*

Der Tassilokelch: Das liturgische Gefäß hat der bayerische Herzog Tassilo III. mit seiner Frau dem Kloster Kremsmünster im Jahr 777 gestiftet. Wann genau der Kelch entstanden ist und wer ihn geschmiedet hat, ist unbekannt. Wahrscheinlich haben mehrere Künstler an ihm gearbeitet.



## NICHT IM BILD: DIE UNFÄHIGKEIT ZU TRAUERN

Was erzählt man von damals? Erzählt man überhaupt von damals? Das hat sich die Kriegsgeneration gefragt. Und die Kinder der Unterstüzer, Mitläufer und Widerstandskämpfer haben ihre Eltern danach ausgefragt. Dabei ist in der deutschen Nachkriegsgeschichte eine Gruppe weitgehend übersehen worden, die zu jung war, schuldig zu werden, die aber dennoch litt unter dem Krieg und den Folgen. Die Fotografin Frederike Helwig und die Autorin Anne Waak wollten das ändern. Sie haben Menschen porträtiert, die Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre geboren wurden, also noch im Krieg aufwuchsen – und oft Bomben, Flucht, Angst, Hunger, Krankheit, Tod, verschwundene Väter und überforderte Mütter erleben mussten.

Vielleicht ist es kein Wunder, dass Frederike Helwig, die 1968 geboren wurde, vor einigen Jahren auf die Idee zu diesem Projekt kam. Denn was sollte die Fotografin, die aus Hamburg stammt und schon die Hälfte ihres Lebens in London lebt, ihrem Sohn Gustav, der jetzt zehn Jahre alt ist, von früher erzählen? Daher lässt sie nun die Generation ihrer Eltern zurückschauen und berichten. „Wie gibt man die Geschichte weiter“, fragt sie, „damit es nicht so wirkt wie aus einem Steven-Spielberg-Film?“

Also besuchten die Fotografin und die Autorin Duzende „Kriegskinder“, unterhielten sich lange mit ihnen und machten Porträts. „Viele von ihnen waren glücklich, dass sie endlich mal darüber reden konnten“, sagt Helwig. „Denn die Unfähigkeit zu trauern, die Alexander Mitscherlich in den sechziger Jahren beschrieb, gibt es ja teilweise bis heute.“ In den Bildern auf dieser Seite sieht man Zeitzeugen, die sich erinnern wollen, wie schmerzhaft es auch ist. Waltraud Hesse erzählt, wie ihre Mutter sie und ihre Geschwister auf der Flucht aus Verzweiflung mit einem Rasiermesser töten wollte; Wolf-Dieter Glatzel spricht über schlimme Erlebnisse mit betrunkenen russischen Soldaten; und Brigitte Böhme berichtet von einer schrecklichen Entdeckung an der Wilhelmsau in Berlin. Vor allem in der unmittelbaren Nachkriegszeit konnten sie solche Erlebnisse gar nicht mitteilen: „Die Eltern hatten für ihre Kinder weder die Zeit noch vor allem den emotionalen Raum, um sich deren Gefühlswelt angemessen zu widmen und sie in ihrer Entwicklung kindgerecht zu unterstützen“, schreibt Alexandra Senfft in ihrem Vorwort zu dem Buch.

Die Fotografin ist sich sicher, dass ihre Fotos nicht missverstanden werden, dass niemand ihr vorwirft, sie wolle um die Deutschen einen Opfermythos aufbauen.



Im Krieg waren sie Kinder: Brigitte Böhme (oben), Waltraud Hesse (oben rechts) und Wolf-Dieter Glatzel erinnern sich.



Kinder leiden immer unter dem Krieg, egal welcher Nation sie angehören. Die Reaktionen auf die Fotos, das Buch und die Ausstellung in Berlin zeigen, dass man Schuld und Sühne heute nicht mehr gegeneinander aufrechnet. So druckte „M“, das Supplement der Zeitung „Le Monde“, ein zehnteitiges Dossier. Und die BBC berichtete ausführlich.

Für Frederike Helwig war die Arbeit mit der Vergangenheit nicht ganz untypisch. Sie begann zwar in den frühen neunziger Jahren bei Magazinen wie „i-D“ und „The Face“ und hat seither für viele Zeitschriften als Modefotografin gearbeitet – unter anderem nahm sie für unser Februar-Heft die Dior-Chefdesignerin auf, und für diese Ausgabe hat sie Männermode fotografiert. „Aber ich habe mich nie als Modefotografin verstanden“, sagt sie, „viel mehr als Porträtfotografin.“ Man sieht es. (*kai*)

Buch: „Kriegskinder“. Von Frederike Helwig, Anne Waak, Vorwort von Alexandra Senfft. 35 Euro, Hatje Cantz Verlag. Ausstellung: Kriegskinder, fhochdrei, Freiraum für Fotografie, Berlin, bis 8. April.



FOTOS: FREDERIKE HELWIG (8), VITTORIO ZANINO GELOTTO / CAMPARI

# PRÊT-À-PARLER

## DEN ALTEN APERITIVO NEU TRINKEN

Langsam beginnt es zu dämmern. Vor dem Dom herrscht nach wie vor ordentlich Betrieb, aber an der Theke ist so früh am Abend noch viel Platz. Der Bartender mit seinem weißen Jackett und der schwarzen Fliege stellt ein eiskühles Glas auf den Tresen, gibt ein paar Eiswürfel hinein, gießt Campari darüber und füllt das ganze mit sprudelndem Sodawasser auf. Noch ein Orangenschnitz ins Glas, ein Schälchen Oliven und ein paar Chips an die Seite – fertig ist der Aperitivo: „Campari Seltz“.

Es gibt wohl keinen Ort auf der Welt, an dem die Aperitivkultur Italiens so gelehrt wird wie im „Camparino“. Im Herzen Mailands gelegen – am Eingang der Galleria Vittorio Emanuele II., gegenüber vom Dom –, ist diese Bar seit mehr als 100 Jahren so etwas wie der Inbegriff italienischer Lebensart. Davide Campari, der Sohn des Erfinders des längst auf der ganzen Welt bekannten Bitter-Aperitifs, Gaspare Campari, eröffnete das Jugendstil-Lokal im Jahr 1915. Schnell wurde das „Camparino“ zum Treffpunkt für Künstler, Politiker und die Mailänder Gesellschaft. Giuseppe Verdi, Arturo Toscanini und Maria Callas gehörten zu den Stammkunden. Sie alle liebten den „Campari Seltz“ – Campari mit Sodawasser, das mit Hilfe einer Leitung eiskühlt aus dem Keller des Hauses an die Theke und in die Gläser sprudelte.

Diese Soda-Leitung gibt es noch heute, das „Camparino“ in seiner ursprünglichen Form aber erst wieder seit ein paar Jahren. Nach einer bewegten Geschichte, verschiedenen Namens- und Besitzerwechseln und allerlei Verwicklungen hat die inzwischen zum internationalen Getränkekonzern avancierte Campari-Gruppe das Lokal 2012 neu eröffnet – und jetzt Mattia Pastori (unser Bild) mit der Führung betraut. Der junge Barkeeper stammt aus Pavia, gut eine Autostunde südlich von Mailand, wo seine Eltern eine kleine Bar betreiben. In den vergangenen Jahren ist der Dreißigjährige viel in der Welt herumgekommen, und für das „Camparino“ hat er sich eine Menge vorgenommen. Er will sich nicht damit begnügen, das Erbe zu verwalten. Er will die Bar zu neuer Blüte führen. Aber nicht mit einer Revolution, sondern mit einer Rückbesinnung auf die Qualität.

Für sein Campari-Orange verwendet er zum Beispiel den frisch gepressten Saft von Blutorange, schüttelt ihn zusammen mit dem knallroten Likör auf Eis und aromatisiert den Rand des Glases mit einer Orangenzeste. Wer mit diesem Stimmungsaufheller bei Pastori am Tresen steht und in die untergehende Sonne blinzelt, der versteht auch ohne viele Worte, warum der rote Bitter-Aperitif von hier aus seinen Siegeszug um die Welt angetreten hat. (*bad*)

## BITTE EINE KUGEL EIS AUS PÜRIERTER NUDELSUPPE!

Die Eisdielen liegt an einer unscheinbaren Nebenstraße im District 1 von Ho-Chi-Minh-Stadt. Es ist das Viertel für Geschäftsleute und Touristen. Vor dem Laden steht ein Motorroller. Viele Kunden kommen auf den motorisierten Zweirädern angefahren. Im ehemaligen Saigon sind die Straßen so voll mit Rollern, dass schon das Überqueren für ausländische Besucher zu einem Abenteuer wird. Andere Kunden kommen aber auch in BMW-Limousinen.

Vietnam ist ein Land im Aufbruch, in dem neureiche Unternehmer sich nicht scheuen, mit ihrem Geld zu prahlen. Ralf Ehresmann, der Café-Besitzer, ein gebürtiger Franke mit zurückgegeltem grauen Haar und einem gezielten Ausdruck im Gesicht, profitiert davon. Denn für einige Kunden ist sein Eis ein Statussymbol.

Dabei kommt diese Eisdielen alles andere als protzig daher. Ihr Eingang befindet sich im Erdgeschoss eines alten Wohnhauses, das von seinen Vormietern zu einer Bäckerei umgebaut worden war. Direkt neben der Eingangstür steht die Vitrine, in der die Eissorten in allen möglichen Farben schimmern. An der Wand dahinter stehen in einem Spiegelregal die gläsernen Eisbecher und einige Flaschen mit Likör und Sirup.

Den Vietnamesen gefällt das fremdländische Lebensgefühl in dem Laden des Sechzigjährigen. Hier öffnet der Chef seinen Kunden persönlich die Tür. Beim Aufmachen ertönt ein leichtes Bimmeln. An diesem Nachmittag sind in dem klimatisierten Geschäft mehrere Tische besetzt. Eine junge vietnamesische Mutter schaut auf ihr Handy, während die Kinder eifrig ihr Schokoladeneis löffeln. Ein ausländisches Pärchen scheint sein erstes Date in dem Geschäft zu verbringen, bei Zimt- und Schokoladeneis. Tatsächlich laufen besonders die klassischen Eissorten gut, auch im fernen Vietnam: Schokolade, Stracciatella, Malaga, Haselnuss und Pistazie sind die Bestseller in „Ralf's Artisan Gelato“.

Doch in der Kühlvitrine findet sich auch Exotisches. Neben Zitrone, Schokolade und Erdbeere stechen Sour-sop, Fischsoße und manchmal sogar Pho heraus – ein Eis, das der Deutsche aus zwei Schüsseln einer pürierten Nudelsuppe herstellt. Das vietnamesische Nationalgericht Pho besteht aus Brühe, Reismudeln, Kräutern und Gewürzen sowie Rind- oder Hühnerfleisch. „Oh, Pho! Kann ich das probieren?“, fragen Vietnamesen, wenn sie die Sorte in der Vitrine entdecken. Dann reicht Ehresmann ihnen einen Probierlöffel. „Manche lachen und rufen: Das gibt's doch nicht!“

Als Eissorte gab es Pho in Vietnam bisher noch nicht. Aber dann kam vor etwas mehr als einem Jahr der frühere PR-Berater aus Deutschland mit der Idee. Er selbst hat von seinem Pho-Eis nach einem Löffel schon genug. Schlimmer geht es ihm nur noch mit dem Fischsoßen-Eis. Das musste er mehrmals abschmecken, bevor er die richtige Mischung gefunden hatte. „Mir war den ganzen Abend total elend.“ Mittlerweile gehört das Fischsoßen-Eis zu den beliebtesten Sorten in seinem Laden.

Ausländer fühlen sich bei der salzigen Sorte an das Trend-Eis „Salted Caramel“ erinnert – Vietnamesen sind überrascht, dass es auch wirklich nach der Gewürzsoße schmeckt, die vielen ihrer Gerichte eine fischige Note verleiht. „Na klar, es ist ja auch Fischsoße“, entgegnet Ehresmann dann. Das sei bei seinen Eissorten grundsätzlich so: Johannisbeere sei auch wirklich Johannisbeere, nur mit etwas Wasser und Zucker vermischt. Haselnuss sei Haselnuss mit Milch und Zucker. Der Deutsche glaubt, dass dies das eigentliche Geheimnis seines Erfolgs ist. Denn vor ihm gab es niemanden in Vietnam, der Eis herstellte wie er: selbstgemacht, ohne Zusatzstoffe und auf traditionelle italienische Art zubereitet.

Immerhin gehört Ehresmann auch zu denjenigen, die ihr Handwerk richtig gelernt haben. Der Weg dorthin war alles andere als gerade. Schon als junger Mann wollte er gerne Eis machen, entschied sich aber zunächst für eine Karriere in der PR-Branche; unter anderem vertrat er in Deutschland jahrelang den Pitti Uomo in Florenz, die größte Herrenmodemesse der Welt. Nachdem er sich von seiner früheren Ehefrau, einer Italienerin, getrennt hatte, war die Zeit reif für einen Neuanfang. Ohne jegliche Erfahrung übernahm er eine alte Eisdielen im oberbayerischen Ort Gilching. Über die Annonce dafür war er in einer Zeitung gestolpert. Doch das Geschäft litt an den maroden Geräten, die ihm der Vorbesitzer hinterlassen hatte, und an der fehlenden Kundschaft. Der Ort war zu klein, das

Wetter zu schlecht. Im Jahr hatte er nur acht Wochen, um die Miete für zwölf Monate einzunehmen.

Aber Ralf Ehresmann lernte, wie man richtig Eis macht. Danach kam ihm noch einmal der Zufall zu Hilfe. Im Internet lernte er seine jetzige Lebenspartnerin kennen, eine 40 Jahre alte Vietnamesin, die ihm nun im Laden hilft. Vor fünf Jahren war er zum ersten Mal in Vietnam. „Ich kannte das Land nur als Jugendlicher aus dem Fernsehen“, sagt er. Damals habe er Bilder aus dem Vietnamkrieg in den Nachrichten gesehen. Und er konnte sich an einen Zeitschriftenartikel über einen Deutschen erinnern, der schon Anfang der neunziger Jahre auf eigene Faust Geschäfte in dem Land gemacht hatte.

Es dauerte dann lange, bis Ehresmann das Geschäft in Vietnam eröffnete. Aber es hatte mehrere Vorteile, so dachte er: In Vietnam ist es immer warm, und die Kosten sind niedrig. Doch das hat sich mittlerweile relativiert. Die importierten Maschinen und Zutaten machen die Herstellung seiner Eissorten fast noch teurer als in Deutschland. Und auch mit dem ewigen Sommer im tropischen Vietnam ist es nicht weit her. Während der Regenzeit haben die wenigsten Vietnamesen Lust auf Eis. „Ich habe gelernt, dass es nicht auf die Temperaturen ankommt, sondern auf etwas anderes: die Sonne. Auch in Deutschland rennen die Leute bei den ersten Sonnenstrahlen in die Eisdielen, selbst wenn es draußen noch kalt ist.“

Der Mentalitätsunterschied zwischen Oberbayern und Vietnamesen könnte kaum größer sein. Es kam schon vor, dass eine Kundin ihrem Ehemann im Laden die Finger-nägel schnitt. Manchmal ziehen die Gäste auch ihre Schuhe aus und legen die Füße auf den Stuhl.

„Man muss es so sehen: Die fühlen sich dann wohl bei uns“, sagt Ehresmann. Die wenigsten Vietnamesen sind mit einer Eiskultur aufgewachsen. Den Brauch, ein Eis in der Waffel oder im Becher auf der Straße zu essen, kennen sie nicht. Und sie kombinieren auf abenteuerliche Weise die Sorten. Ralf Ehresmanns Früchtebecher bestellen manche nicht mit Vanille oder Erdbeere, sondern mit schwarzem Sesam.

Rund 90 Prozent seiner Gäste sind mittlerweile Vietnamesen, einige davon sind zu Stammkunden geworden. Die meisten, die zu „Ralf's Artisan Gelato“ kommen, sind gebildet, sprechen gut Englisch und waren schon einmal in Deutschland oder Italien. Einige Lebensmittelskandale in Vietnam haben dazu geführt, dass auch die Mittelschicht zunehmend darauf achtet, was sie sich schmecken lässt. Das kommt Ehresmann entgegen. Denn auch die Vietnamesen merken, dass sein Eis von guter Qualität ist. Dabei sind die Preise mit 50.000 Dong (umgerechnet mehr als 1,50 Euro) für die Kugel noch einigermaßen günstig.

Richtig teuer wurde es für Ehresmann allerdings, als er vor ein paar Wochen zum ersten Mal Eis aus Durian-Früchten gemacht hatte. Dieses Gewächs, bei uns auch als Stinkfrucht bekannt, ist in Südostasien sehr beliebt, aber für den süßlich-fauligen Geruch der Früchte auch berüchtigt. Die Durian kostete in Vietnam fast so viel wie die teure importierte Pistazienpaste, sagt Ehresmann. Bei der Zubereitung hatte der Deutsche außerdem Angst, dass die stinkenden Früchte seine Maschinen für immer ruinieren könnten. Doch dann merkte er, dass sie gefroren gar nicht mehr so riechen wie im Normalzustand. Das Durian-Eis wurde ein voller Erfolg. *Till Fährnders*



„Ich habe gelernt, dass es nicht auf die Temperaturen ankommt, sondern auf die Sonne“: Ralf Ehresmann über sein Konzept einer Eisdielen in Ho-Chi-Minh-Stadt. Hier ist er mit seiner vietnamesischen Lebensgefährtin zu sehen.

# PRÊT-À-PARLER



41851 DAVID TELA LIGHT-TC  
FIELD JACKET IN A LIGHTWEIGHT TELA MADE WITH JAPANESE STAR-SHAPED CROSS-SECTION POLYESTER/POLYAMIDE YARNS, WHICH IS ASSEMBLED AND THEN DYED UNDER PRESSURE AT 130°C, WITH THE ADDITION OF AN ANTI-DROP AGENT. DURING THE GARMENT DYE PROCESS, THE HEAT RADICALLY TRANSFORMS THE MATERIAL HAND AND STRUCTURE. FASTENED WITH HIDDEN DOUBLE SLIDER ZIP AND HIDDEN SNAPS APPLIED ON TAPE IN THE FLAP.

  
**STONE ISLAND**  
WWW.STONEISLAND.COM



## TEEBEUTEL IN JEDEM SINNE DES WORTES

Teerinker sind Genießer: Sie nehmen sich Zeit für ihr Ritual, um für einen Moment dem Stress des Alltags zu entfliehen. Das Heißgetränk mit mehr als 5000 Jahren Geschichte gilt als Bekenntnis zu Stil und Genuss, und wer seine Teezeremonie gebührend zelebrieren will, greift zu feinen Porzellantassen, Kannen und Tablett. Noch einen Schritt weiter geht „The Tea Bag Collection“, eine Kooperation zwischen dem Teehersteller Hälssen & Lyon

und der Münchner Designerin Ayzit Bostan, nach einer Idee der Agentur Kolle Rebbe. Mit Hilfe der türkischstämmigen Modemacherin hat das seit 1879 bestehende Hamburger Traditionsunternehmen Teebeutel in Form von ikonischen Designerhandtaschen herausgebracht. Dabei werden fünf Schwarzteesorten in handgemachten Täschen präsentiert, die den Charakter des jeweiligen Tees unterstreichen sollen. Angeboten werden die in liebe-

voller Kleinstarbeit gefertigten Teebeutel aus Knopflochseide und Baumwolle in einer minimalistischen handgemachten Sammlerbox. Die limitierte Edition richtet sich an langjährige Geschäftspartner und Kunden. Während der Berliner Modewoche wurden sie im „Vogue Salon“ auch schon den Modeleuten vorgestellt. Und wie soll man sagen? Auf Fashionast, Influencer und Blogger hatte die Produktneuheit eine belebende Wirkung. *Johanna Christner*

# PRÊT-À-PARLER

## DIESER GARTEN AUF MADEIRA IST ECHT VERTIKAL

Wo ist eigentlich der Anfang und das Ende der Welt? Vielleicht hier, im Jardim Tropical Monte Palace, hoch über der Stadt Funchal auf der portugiesischen Blumeninsel Madeira. Das ist ein hemmungslos kitschiger Park, eklektisch, bisweilen auch geheimnisvoll und schaurig. Wie bei einer Expedition kann der Besucher vorab kaum einsehen, wohin die Reise geht – die Anlage des Jardim entfaltet sich nicht auf weiten Flächen in der Ebene, sondern vor allem in der Vertikalen. So geht es bergab in einen paradiesischen Pseudo-Dschungel, der auf 600 Metern über Normalnull prächtig gedeiht.

Der Jardim Tropical Monte Palace ist eine Art Disney-Version des Botanischen Gartens. Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Grundstück angelegt, später um das Schlösschen Monte Palace ergänzt und zwischenzeitlich als Hotelanlage geführt. Seit 1991 ist der tropische Berggarten nach mehreren Jahrzehnten Stillstand nun für jedermann geöffnet. Tausende Spezies aus aller Welt wurden

hier angesiedelt: Azaleen und Orchideen aus dem Himalaja, Heidekraut aus Schottland, prächtige Farne aus den heimischen Wäldern. Zwischendrin leben Pfauen, Schwäne und Koi. Alles wächst und gedeiht in tropischer Üppigkeit, das Klima ist ideal, um verschiedene Vegetationszonen abzudecken. Und trotzdem macht sich hier und dort eine schöne Seltsamkeit bemerkbar, aber schnell ist sie verschwunden. Gerade wenn's ein bisschen arg wird mit den geschrumpften Pagoden und Bächlein und zuckerbäckerverzierten Miniaturen, holt die prächtige Vegetation wieder in die physische Welt zurück. Und wähnt man sich beim Aufstieg durch einen tropischen Bergwald, dann erscheinen blaue Flächen oder regalartige Kuben im grünen Dickicht. Etwa so müsste es zugehen, wenn die eigene Umgebung plötzlich mit einem Super-Mario-Computerspiel verschmelzen würde. In der Nähe des oberen Eingangs befindet sich ein Museum mit afrikanischen Skulpturen, weiter unten kann man asiatische Drachenfiguren bestau-

nen oder die Geschichte der portugiesischen Seefahrer in Japan auf bunten Kachelbildern nachlesen. Der rote Faden? Hauptsache, es ist irgendwie schön exotisch, ganz im Geiste des Historizismus, der sich auch im Monte Palace zeigt. Vor der namengebenden Villa, mitten im Park gelegen, begrüßt uns eine Mädchenfigur mit Springseil. Auf dem Hauptzugangsweg passiert der Spaziergänger eine nicht besonders altehrwürdige Damenfigur mit Fackel. Zusammen mit der grandios misslungenen Cristiano-Ronaldo-Büste am Flughafen von Funchal ließe sich so fast schon ein Madeira-spezifisches Faible für kuriose Bronzestatuen ausmachen.

Den echten Jardim-Tropical-Monte-Palace-Moment aber gibt es in der Mitte der Anlage. Da erhebt sich ein künstlich angelegter See mit Wasserfall, Schwänen und allem, was seine Erbauer vermutlich für romantisch hielten. Hier kommt zusammen, was diesen Garten so verwunschen wie verrückt macht. Feuchte Luft legt sich über die Arme, kühler Wind fegt durch die tropische Stieckigkeit, und man steht ein wenig ratlos vor dem Ensemble, das sich, wie der Park, wohl nur als Gesamtkunstwerk begreifen lässt. Irgendwo liegt eine Frauenstatue im Plastiksarg. Man muss sich entscheiden, ob man nun Verückung oder Beklemmung spüren will. Denn magisch ist dieser Garten, morbide und skurril. *Katharina Cichosch*



Disney-Version eines Botanischen Gartens: Im Jardim Monte Tropical Palace gibt es blaue Flächen im grünen Dickicht und andere Seltsamkeiten zu entdecken.

FOTOS: DDP IMAGES, HERSTELLER



SITZSYSTEM LAWRENCE | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti M Ü N C H E N BY EGETE MEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 01121/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE

PLZ 67781/9 HANDELSAGENTUR RIEXINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEXINGER.DE

Minotti  
70 YEARS

## SMART OHNE PHONE

Als Steve Jobs im Jahr 2007 das erste iPhone vorstellte, konnte niemand ahnen, was für eine Revolution der Apple-Chef da ausgerufen hatte. Wohl kein anderes Gerät in der Geschichte der Menschheit hatte einen solchen Erfolg. Rund zwei Drittel aller Menschen besitzen heute ein Smartphone, in Deutschland sind es sogar 78 Prozent. Was darf man beim Verlassen des Hauses nicht vergessen? Haus Schlüssel, Portemonnaie – und den digitalen Alleskönner. Immer mehr Menschen fühlen sich ohne ihr Mobiltelefon vollkommen eingeschränkt. Obwohl die Hersteller angeblich das Leben vereinfachen wollen, machen sie es oft komplizierter – viele sind abhängig wie von einer Droge.

Die Gegenbewegung ließ nicht lange auf sich warten. Beim „Digital Detox“ („digitale Entgiftung“) wird versucht, sich auf das analoge Dasein zurückzubedenken, die Umgebung mit allen Sinnen wahrzunehmen und das wirkliche Leben mit wirklichen Menschen wiederzuentdecken. Digital-Detox-Urlaubsangebote erleben einen Boom, und nun hat das digitale Fasten auch das Design erreicht – einige Beispiele sind hier zu sehen. Statt matter Bildschirme soll also auch mal wieder Familienritualen und Freundeskreisen ein neuer Wert zukommen. Digital Natives hin oder her: Manchmal muss man das Smartphone gegen frische Luft und echtes Leben eintauschen. *Johanna Christner*



Mit dem LeCase, einer unauffällig wirkenden ledernen Handyhülle mit zwei Taschen von dem Schweizer Hersteller LeBehr, kann man vom digitalen Leben eine Auszeit nehmen. Steckt man sein Smartphone in die linke Hälfte der Hülle, blockiert man jegliche Signale von und zum Gerät – denn selbst im Flugmodus erzeugen Mobiltelefone elektromagnetische Strahlung. Will man wieder online gehen, steckt man das Handy in die rechte Hälfte.

Nicht ganz auf Erreichbarkeit verzichten möchten die Hersteller von The Light Phone. Der Reiz des kreditkartengroßen und somit federleichten Telefons: keine Apps, keine Mails, keine SMS – nur zum Telefonieren kann das Gerät genutzt werden. Das in jeder Hinsicht minimalistische Gadget ist als Zweithandy gedacht und kann die Telefonnummer des eigentlichen Handys übernehmen. Das Credo des Design-Duos Joe Hollier und Kaiwei Tang lautet passenderweise: „We are humans and we are taking our lives back.“



Auch der amerikanische Mobilfunkprovider Republic Wireless hat sich etwas einfallen lassen. „The Relay“ – eine Art Walkie-Talkie im Taschenformat – richtet sich vor allem an Familien, die ihre Kinder draußen toben und spielen sehen wollen. Mit einem Knopfdruck vernetzt das robuste, wasserdichte Rechteck mit abgerundeten Ecken die Familienmitglieder miteinander. Trotz seiner Reduktion aufs Wesentliche bietet es 4G LTE und eine Wifi-Funktion. Man kann eine Einzelperson oder auch eine ganze Gruppe von vernetzten Relays kontaktieren.



Der Designer Klemens Schillinger lockert die digitale Abhängigkeit auf originelle Art. Sein Substitute Phone soll – wie der Name schon sagt – das Smartphone ersetzen. Die Form erinnert an ein herkömmliches Gerät, die Funktion ist jedoch reduziert auf die motorischen Bewegungen, die täglich hundertfach am iPhone vorgenommen werden. Steinkugeln, die in das Gehäuse eingesetzt sind, imitieren das Scrollen, Zoomen und Wischen. Sie sollen beruhigen und beim Entzug helfen.

# PRÊT-À-PARLER

## DIESER MANN HAT KEINE ANGST

Madarejúwa ist ein Krieger vom Volk der Tenharim, und er hat keine Angst. Schon mit acht Jahren erlaubte ihm der Häuptling, ein großes Tier zu erlegen, einen Tapir. Er kann Gift für die Pfeile mischen. Er weiß, wie man einer Anakonda entkommt und einen Leopard tötet. Madarejúwa kann sich unbemerkt im Wald bewegen. Er hat von den Alten alles über den Krieg gelernt. Madarejúwa ist 21, alt genug, um zu heiraten, ein Mädchen vom Clan der Adler, wie es die Tradition will. Doch er träumt davon, Geld zu verdienen. Er will noch einmal auf die Schule in der Stadt. Sein altes Motorrad zum Laufen bringen. Er hat ein Handy und Facebook. Madarejúwa ist hin- und hergerissen zwischen Mythen und Moderne. Der deutsche Journalist Thomas Fischermann, der die Tenharim im Amazonas-Regenwald vier Jahre lang immer wieder besuchte, hat seine Geschichte aufgeschrieben. Es ist die Geschichte eines bedrohten Volks. Einst umfasste es mehr als 10.000 Menschen, heute leben noch 900. Ihr Reservat ist so groß wie Schleswig-Holstein, doch von überall dringen Goldschürfer, Holzfäller und Farmer ein. „Heute sind unsere Gegner die Weißen“, sagt Madarejúwa. Auch um für diesen Überlebenskampf gewappnet zu sein, interessiert er sich für alles, was außerhalb des Waldes passiert. Wenn es aber sein muss, will er mit Pfeil und Bogen in den Krieg ziehen. Denn stirbt der Wald, stirbt auch sein Volk. *(klau.)*

Thomas Fischermann: „Der letzte Herr des Waldes“. Verlag C.H. Beck, 19,95 Euro, erscheint am 15. März

FOTOS: HERSTELLER, THOMAS FISCHERMANN

# WOOLRICH

## JOHN RICH & BROS.



MÜNCHEN - STUTTGART - FRANKFURT - DÜSSELDORF - BERLIN - HAMBURG - SYLT

woolrich.eu



Im „Grünen Gedächtnis“: Günter Bannas sieht im Archiv der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin seine alten Notizen und Unterlagen über die Grünen durch, die hier archiviert sind.

Foto Daniel Pilar

# +++ BONN +++

# +++ BERLIN +++

# +++ BANNAS +++

Unser Korrespondent hat vier Jahrzehnte lang die deutsche Politik verfolgt. Jetzt geht er in den Ruhestand. Und blickt zurück auf Szenen eines Journalistenlebens.

Von Günter Bannas

**K**alt ist es, bitterkalt. Eine Novembernacht in Berlin, draußen vor der Tür. „Lungerjournalismus“ wird das genannt, was besonders abwertend ist: nichts zu tun wissen und sich irgendwo untätig aufhalten. Wer will, kann sich „im Keller von Baden-Württemberg“, der Landesvertretung, aufwärmen. Bis Dienststellenleiter Andreas Schulze auftaucht und ruft, die FDP-Delegation ziehe sich die Mäntel an. Es ist fünf vor zwölf. Christian Lindner sagt den Satz des Monats: „Es ist besser nicht zu regieren, als falsch zu regieren.“ Das Lungern beim Sondieren hat sich gelohnt. Knapp acht Wochen später, Willy-Brandt-Haus, wieder fünf vor zwölf, wieder draußen, wieder kalt. Wenn sich jemand von drinnen blicken lässt, stürmen die Leute auf ihn zu. Magere Kost. Nur Hinweise, es werde wohl noch ein paar Stunden dauern. Die Prognose ist natürlich falsch, solche Beratungen enden immer um vier Uhr morgens. Kaffee gibt es und Früchtetee. Zigaretten werden knapp, die Akkus sind langsam leer, es wird gelindnert: „Es ist besser, nicht zu gehen, als zu früh zu gehen.“ Das Lungern lohnt sich nicht. Irgendwann am Vormittag eine ganz normale Pressekonferenz (Merkel, Schulz, Seehofer). Es bleibt das Erlebnis einer durchgemachten Nacht. Erzählt wurden Geschichten von früher und von ganz früher.



Einst in Bonn, rund 35 Jahre ist es her, gab es ein Lokal, das hieß „Provinz“ und lag schräg gegenüber dem Bundeskanzleramt. Die „Provinz“ war das Stammlokal von Rot-Grün und sonstigen aufstrebenden Kräften. Heike Stollenwerk hieß die Chefin. Sie konnte mit harter Hand regieren. Willkommen waren Sozialdemokraten (damals noch links und jung) und Grüne aus dem Freundeskreis, der „Gang“, von Joschka Fischer, der das große Wort führte. Außer natürlich, wenn Gerhard Schröder von der SPD kam. Die Legende will es, dass er von der „Provinz“ aus hinüber zum Zaun des Kanzleramtes ging, daran rüttelte und rief: „Ich will hier rein!“ Gemeinsam mit Fischer und Otto Schily schrieb er auf einen Bierdeckel: Bundeskanzler Schröder, Außenminister Fischer, Innenminister Schily. Fünfzehn Jahre später kam es so. Die „Provinz“ gab es da nicht mehr, mit der Begründung, dass dort ein Neubau errichtet werden sollte. Dazu freilich kam es nie.



Es waren die Zeiten der Grünen, als deren sogenannter linker Flügel noch richtig links war und von den Realos noch „fundamentalistisch“ genannt wurde. Gespalten war

auch er – in die ökologischen „Fundis“ aus Frankfurt um Jutta Ditfurth und die „Ökosozialisten“ aus Hamburg. Deren Anführer hießen Rainer Trampert und Thomas Ebermann. Sie entstammten dem KB, also dem „Kommunistischen Bund“, was nicht mit dem KBW („Kommunistischer Bund Westdeutschland“) und dessen Abspaltung BWK („Bund Westdeutscher Kommunisten“) zu verwechseln war. Dort hatten sie das politische Handwerk gelernt. Auch bei den Grünen waren sie die Wortführer – Trampert war Parteivorsitzender, Ebermann stand eine Zeitlang der Bundestagsfraktion vor. Die beiden gaben vor, ein klares Feindbild zu haben, weshalb sie die Frankfurter Allgemeine Zeitung lasen: „Wir müssen wissen, was der



„Es ist besser...“: Immerhin ließ Christian Lindner die Journalisten nicht die ganze Nacht warten. Foto Matthias Lüdecke

Klassenfeind denkt.“ Die einfachen KB-Mitglieder hingegen begnügten sich mit der „Frankfurter Rundschau“, die damals der SPD nahestand. Das erzählten die beiden ein wenig hochmütig, was wiederum zu ihrer – wie man heute sagen würde – Kommunikationsstrategie gehörte, sich bekannt und ein wenig beliebt zu machen. Doch siehe da: Die beiden bestätigten, was die Realos boshafterweise erzählt hatten, wonach Trampert und Ebermann in der Pferdezucht aktiv waren. Wie das? Links sein und zugleich dem Kapital verbunden? Ihre Aufklärung: Nicht im Galoppsport seien sie engagiert, sondern im Trabrennsport. „Der Trabrennsport ist der Pferdesport der Arbeiterklasse“, sagten sie. Besuch in Hamburg. Ein Pferd wechselte für 1000 Mark den Besitzer, bar auf die Hand natürlich. Ende der achtziger Jahre waren die Grünen den beiden zu rechts, und sie verließen die Partei.



Jahrelang stritten einst Parteien, Parlamente und Gerichte über die Volkszählung, als der Datenschutz noch etwas galt. Und das sogar zu Zeiten des rheinischen Frohsinns, der dem Regierungssitz in Bonn nahe war. Anruf also am Morgen von Weiberfastnacht bei Wighard Härdtl, dem forschen Sprecher und Intimus von Friedrich Zimmermann, dem ebenso forschen Bundesinnenminister von der CSU, dem wiederum nichts ferner lag als Grüne und Sozialdemokraten. Härdtl aber erklärte lang und breit, Zimmermann wolle die Volkszählung von der Zustimmung der SPD abhängig machen. Ohne sie gehe es nicht, und so weiter und so fort. Weil das Thema damals die Gemüter bewegte, wurde die Sache zum Aufmacher in der FA.Z. Die in Frankfurt ansässigen Nachrichtenagenturen, die abends von 18 Uhr an die Zeitung am Hauptbahnhof zu kaufen pflegten, griffen die Nachricht auf und wollten nachfragen. Das Problem nur: Die zwei stellvertretenden Pressereferenten des Bundesinnenministeriums waren nicht eingeweiht. Ihr Chef war, wie natürlich auch der Reporter, im Karneval verschwunden. Noch tags darauf mussten die beiden die Auskunft geben, die Sache werde schon stimmen, sie könnten sie aber nicht bestätigen. Mobiltelefone gab es nicht, das Internet war noch nicht erfunden – geschweige denn das Smartphone.



Roland Vogt war einer der Ur-Grünen. Er gehörte zu jenen, die sich aus Protest gegen Atom und Raketen gerne irgendwo anketteten und sich von Polizisten wegschleppen ließen. Gewaltfrei natürlich. Irgendwann legte er in den Pressenhäusern am Bonner Tulpenfeld, wo die Mehrzahl

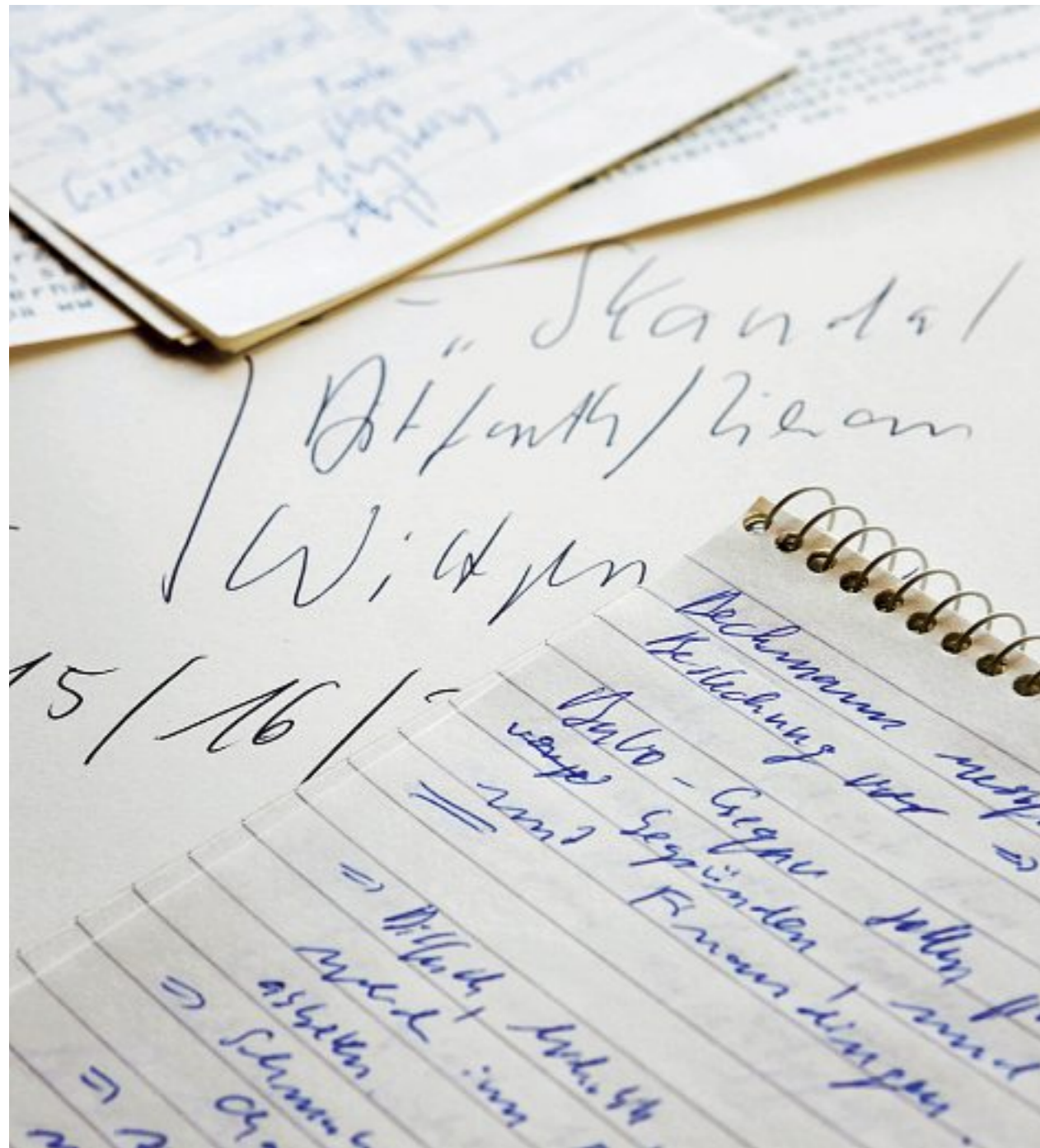


Fans des Trabrennsports: Thomas Ebermann (links) und Rainer Trampert (hier 2008) waren die Grünen irgendwann zu rechts.

FOTOMAG







Es gilt das geschriebene Wort: Die Bannas-Notizen bergen noch einige grüne Geheimnisse, hier aus dem Jahr 1988. Foto Daniel Pilar

## BONN BERLIN BANNAS

einzigste Rote hier.“ Omid Nouripour von den Grünen und vom Klub „BundesAdler“ (für Eintracht Frankfurt) gratulierte. Ausnahmsweise war der Reporter nicht bloß Beobachter, sondern teilnehmender Beobachter. Im Herbst 2015 war das, FC-Freund Martin Schulz war da noch nicht im Bundestag. Die CDU/CSU-Polit-Prominenz (Schäuble, Kauder, Stoiber, ein wenig auch Merkel) steht Bayern München nahe. Nur Theo Waigel steht zu 1860 München, schon weil er Stoiber nicht leiden kann.



Gewöhnlich sind Kanzlerreisen auf die Minute geplant. Landung um 22.15 Uhr heißt 22.15 Uhr und nicht etwa 22.35 Uhr. Eine Ausnahme: Merkels Tour an die amerikanische Westküste. Los Angeles, San Francisco, Arnold Schwarzenegger, Beverly Hills, Heidi Klum, Thomas Gottschalk. Für Freitag, den 16. April 2010, um 15.30 Uhr war die Landung in Berlin-Tegel angekündigt. Ganz und gar anders sollte es kommen. In Island war der Vulkan Eyjafjallajökull ausgebrochen. Eine Aschewolke legte sich über Europa. Nicht in Berlin, sondern (vielleicht) in München, Nürnberg oder Mailand sei eine Landung noch möglich, hieß es bei Abflug. Vielleicht auch in Rom, hieß es bei der Zwischenlandung zwecks Kerosin-Aufnahme in Kanada. Als die Sonne aufging, war klar: Lissabon. Ein lauer Abend folgte. Niemand wusste so recht, wohin. „Wir bleiben beisammen“, versprach Merkel. Wider Erwarten ging es nach Rom. Sodann in einer Autokolonne hoch nach Bozen. Merkel vorne in einem Dienstwagen, den Michael Steiner, deutscher Botschafter in Rom und vormaliger Schröder-Berater, vom Fuhrpark des Vatikans überlassen bekam. Hinten in der Kolonne die Journalisten in einem Bus, einer ziemlichen Schrottmühle, weil in jenen Tagen die Busse in ganz Europa knapp geworden

waren. Reifenpanne auf der Autobahn nach Norden. Die BKA-Sicherheitsleute bestanden darauf, Merkel dürfe nicht am Standstreifen der Autostrada stehen bleiben. Ulrich Wilhelm, damals Sprecher Merkels und heute Intendant des Bayerischen Rundfunks, hatte den Leuten hinten mitzuteilen, Merkels „Keiner wird zurückgelassen“ sei nicht aufrechtzuerhalten. Dem AP-Reporter Stefan Lange gelang es, die eingestoteten Muttern an den Rädern zu lösen. Das Bus-Unternehmen musste versprechen, irgendwo bei Florenz einen Bus zu organisieren, der in Deutschland TÜV-tauglich war. Tief in der Nacht zum Sonntag Ankunft in Bozen. Sonntagnachmittag dann doch in Berlin, 48 Stunden später als geplant. Merkel schien es genossen zu haben: zwei Tage ohne die Mühen einer Kanzlerin und CDU-Vorsitzenden. In Nordrhein-Westfalen musste sie einen Wahlkampftermin mit dem Parteifreund Jürgen Rüttgers absagen. Rüttgers verlor die Landtagswahl.



Gespräche im kleinen oder größeren Kreis. Christian Wulff: Kekse, gern mit Grünem Tee. Gerhard Schröder: Rotwein vom französischen Präsidenten. Angela Merkel: Eintopf mit Kaffee (optional). Oskar Lafontaine: Menü vom Sternekoch. Was es im Kanzleramt auch mal gab: Schoko-Riegel mit abgelaufenem MHD.



Luxus pur in Abu Dhabi. Gold und Edelsteine und Prunk im „Emirates Palace“. Wenige Wochen vor der offiziellen Eröffnung war Schröders Delegation dort untergebracht. Die Gäste bekamen knappe Erklärungen, wie die Technik in den Zimmern, nein: Sälen, zu bedienen sei. Mit einer Tastatur für Fernsehen, Internet, Vorhänge, Beleuchtung

von Schlaf-, Vor- und Baderaum. Beim Frühstück wurde stückweise gebeichtet, schrittweise rückte man mit der Wahrheit raus. Niemand war zurecht gekommen. Übernachtung bei Festbeleuchtung war die Regel. Als Jahre später Merkel nebst Delegation dort nächtigte, gab es eine neue Technik. Das Gold aber war geliebt.



Gespräch mit Franz Müntefering über die Kunst der freien Rede. Mit einem seitenlangen Manuskript begann die Planung. Verkürzung dann auf eine Din-A-4-Seite. Verdichtung auf eine Karteikarte. Am Ende blieb der Ruf: „Glückauf!“ Die Genossen jubelten.



Die Zeiten ändern sich. Ganz früher: Bonn, Bundeshaus. Es gab Hausausweise für Journalisten, die jeweils für eine Legislaturperiode galten. In Wirklichkeit aber reichte die Gesichtskontrolle. Im Laufe der Jahre wurde es strenger, zumal in Berlin. Der Sicherheit wegen: Ausweiskontrolle, so wie das bei Abgeordneten oder Bediensteten des Bundestages war. Voriges Jahr dann eine Aktion, die Berliner Journalisten-Milieu als gegen sich gerichtet ansah: Kontrolle speziell von Journalisten wie in Flughäfen – Mantel aus, Sakko aus, Hosentaschen leer. Niemand wollte Verantwortung übernehmen. Die Mitglieder des Ältestenrates, Abgeordnete also, sagten, die Beamten der Verwaltung seien schuld. Die wehrten sich und sagten, die Parlamentarier seien es gewesen. Norbert Lammert, damals Bundestagspräsident und Hausherr, gehört dem Parlament nicht mehr an.



Empfang zum Abschied Gerhard Schröders als Bundeskanzler im Berliner Willy-Brandt-Haus. „Auf Wiedersehen“ – „Muss nicht sein.“ Von nun an sei er Privatier.



Ein Rätsel, Zitate aus einem alten Block: Die CDU muss eine neue Rolle lernen. Die Partei hat den Kontakt zur Gesellschaft verloren. Die CDU muss wieder zuhören können. Sie hat an Spannkraft verloren. Es darf keine Denkverbote geben. Die Parteizentrale hat im Bundeskanzleramt an Einfluss verloren. Kleine Hilfe: Das war im November 1998. Lösung, siehe oben, Kapitel Rauchen, das mit Rita Süssmuth beginnt: 1991 war Angela Merkel die Jüngste in Kohls Kabinett, sieben Jahre später Generalsekretärin.



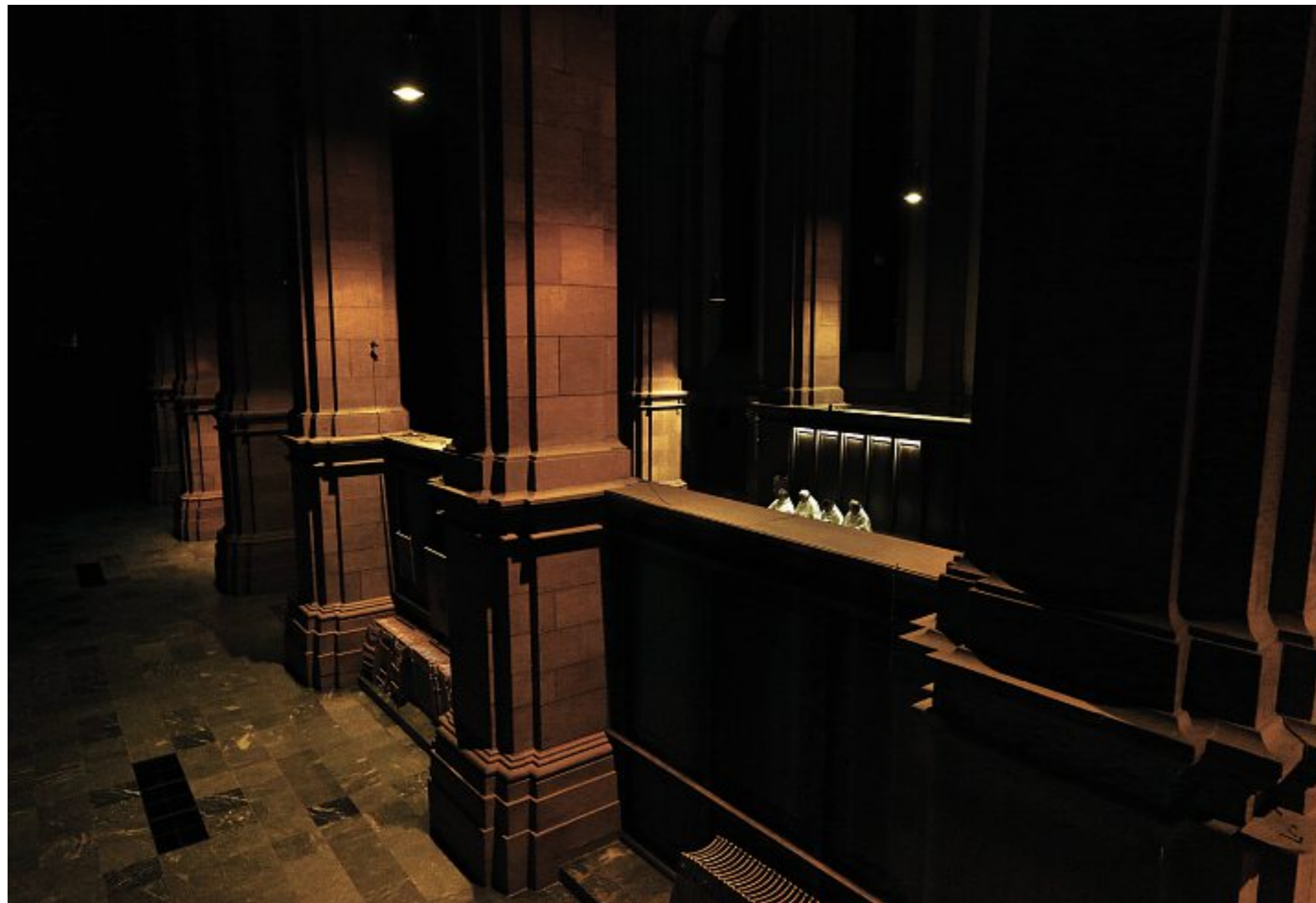
Zu guter Letzt ein Treffen zweier Generationen: Angela Merkel und Sebastian Kurz. „Der Bundeskanzler Österreichs ist jung; das ist nicht zu bestreiten“, stellt die Bundeskanzlerin fest. Und Merkel sagt noch: „Irgendwann bemerkt man an sich selbst, dass man mit jedem Tag ein bisschen mehr in Richtung des Älteren hinübertrennt. Das gehört einfach zum Leben dazu.“



Bundeskanzler Gerhard Schröder unterhält am 26. Juni 2005 im Flugzeug auf dem Weg nach Washington die mitreisenden Journalisten. Günter Bannas (unten) amüsiert sich.

FOTO DPA





Von Bernhard von Clairvaux gegründet: Aber zum Schluss beten in der Abtei nur noch wenige Mönche.



Rein in die Kukkulle, raus aus der Kukkulle: Im Chorgestühl tragen die Mönche – hier Pater Ignatius – den Überwurf.



Als ob er vergessen worden wäre: Auf dem Dachboden wartet auch eine Erlöserfigur.

# Am Ende

In Kloster Himmerod in der Eifel lebten  
800 Jahre lang Zisterzienser-Mönche.  
Jetzt wird die Abtei aufgelöst.  
Nur noch Pater Stephan hält durch.

Von Timo Frasch  
Fotos Sabine Kress

Die Zisterzienser-Abtei Himmerod in der Eifel hat große Zeiten erlebt. Im zwölften Jahrhundert gegründet, entwickelte sie sich im Mittel-

alter vor allem durch Landwirtschaft und Weinbau zu einem der reichsten Klöster der Region. Bis zu 300 Mönche lebten dort. Im Moment ist es noch genau: einer.

Als wir Himmerod besuchen, hat es um die null Grad. Pater Stephan, der 83 Jahre alte *last man standing*, trägt trotzdem keine Strümpfe zu seinen Sandalen. Er ist es gewohnt, widrigen Umständen zu trotzen. Aber so widrigen? Es gibt die Abtei nämlich gar nicht mehr. Weil die wirtschaftlichen Probleme immer größer und die Gemeinschaft immer kleiner geworden waren, fasste das Kongregationskapitel, bestehend aus 20 Äbten und Äbtissinnen, den Entschluss, Himmerod aufzulösen.

Im vergangenen Oktober war es so weit: Die verbliebenen sechs Mönche hatten eine Woche Zeit, ihre persönlichen Sachen zu packen. Pater Stephan, seit 60 Jahren in Himmerod, packte nicht. Er hatte schon lange eine besondere Stellung in der Gemeinschaft inne. Er war für die Gäste zuständig, die ins Kloster kamen, um dort bei Exerzitien Abstand vom Alltag zu finden. Himmerod als eine Art kleines Taizé: die Kulisse altherwürdig, aber die Form der Begegnung mit Gott durchaus heutig – so sieht Pater Stephan das.

Sein Auftreten ist bescheiden. Trotzdem genießt er es sichtlich, dass er in der Umgebung von Himmerod bekannt ist als der etwas andere Pater, der sich auf Meditationswanderungen mit roter Badehose schon mal im Schlamm wälzt. So war sein Blick immer eher nach außen gewandt,

nicht so sehr in die Ordensgemeinschaft hinein, die ganz andere Schwierigkeiten drückten. Jetzt, da außer ihm kein Zisterzienser mehr in Himmerod ist, scheint er daher auch nicht so viel zu vermissen.

Alles habe seine Zeit, sagt Pater Stephan, der sich als Verfasser religiöser Texte einen Namen gemacht hat. Auf ein Blatt Papier hat er seinen Leitspruch für die nähere Zukunft gedruckt: „Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen die einen Mauern und die anderen Windmühlen.“

Bruder Oliver und Pater Ignatius haben sich für etwas Drittes entschieden. Sie haben Himmerod in Richtung Marienstatt verlassen, eine Zisterzienser-Abtei 150 Kilometer nordöstlich, in der sie sich besser aufgehoben fühlen als an dem Ort, auf den sie sich mit ihrer Profess eigentlich verpflichtet hatten. Auch sie haben einen Leitspruch zur Auflösung ihrer bisherigen Abtei: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.“

Die beiden sind jeweils auf ganz unterschiedlichen Wegen nach Himmerod gelangt. Oliver, ein gebürtiger Bonner mit Schalk im Nacken, arbeitete bis Mitte der neunziger Jahre als Geologe – „nicht als Theologe“, wie er im Gespräch in Marienstatt hervorhebt: „Die einen regeln, was unten ist, die anderen, was oben ist. Und beide haben keine Ahnung davon.“

Als er Mitte 40 war, ging das Ingenieurbüro, in dem er beschäftigt war, pleite. „Danach stand ich dann mehr oder weniger auf der Straße. Sozialhilfe war aber nicht unbedingt mein Bestreben. Dann habe ich erst mal eine Weinstube übernommen.“ Himmerod kannte Oliver, inzwischen 63 Jahre alt, schon von früher. Sein Onkel war in der Nähe Pastor, die



Frühstück in der Anrichte: Die Mönche – unter ihnen Bruder Oliver (Mitte) – bedienen sich selbst.



Beim Mittagessen: Pater Ignatius liest vor.



Während der Vesper: Pater Stephan (Mitte) sitzt im Chorgestühl.



In der Sakristei: Die Gewänder hängen bereit.

# Am Ende

Mönche halfen in seiner Gemeinde als Beichtväter. Als Oliver keine Lust mehr auf Weinstube hatte, machte er Urlaub in der Eifel. Ein anderer Onkel, Bruder des Pastors, brachte ihn für eine Woche bei Pater Stephan in Himmerod unter. „Das hat mir so gut gefallen, dass ich da immer wieder Urlaub gemacht habe“, sagt Oliver. „So ist das langsam in mir gewachsen, dass das Kloster eventuell ein Weg für mich sein könnte.“ Im September 2006 trat er ein, im Mai 2012 war feierliche Profess. „Aus heutiger Sicht betrachtet, wusste ich nicht, worauf ich mich da einlasse.“

Pater Ignatius, 58 Jahre alt, wurde in Gießen geboren, fühlt sich aber als Frankfurter Bub. An der Goethe-Uni hat er Kunstgeschichte studiert, er brachte es bis zum wissenschaftlichen Mitarbeiter. Der plötzliche Tod seiner Mutter und die Krankheit seines Vaters, den er bis zu dessen Tod pflegte, hat viel in ihm verändert. „Da stellt man sich die eine oder andere Frage über das Leben.“ Er begann, Theologie zu studieren, war zeitweise Jesuit, wurde zum Priester geweiht und war auch als Lehrer für Latein, Religion und Ethik tätig. Himmerod kennt er, „mit allen Sonnen- und Schattenseiten“, seit er als Kind mit seinen Eltern zum Urlaub an die Mosel gefahren ist. Damals machten sie auch einen Abstecher zum Kloster. Im Studium war er dann häufiger zu Gast, um zur Ruhe zu kommen. „Ich fand den Ort immer sehr schön, den Mönchsberuf fand ich attraktiv, aber es war damals für mich noch nicht dran.“ Eines Tages saß er wieder in Himmerod, bei Pater Stephan. Und diesmal dachte er sich: Jetzt ist es dran. Feierliche Profess war am 6. März 2016.

Wenn man sich für ein Leben im Kloster entscheidet und dann auch noch in der kärglichen Eifel, muss man mit Entbehrung zurechtkommen, in gewisser Weise sucht man sie vielleicht sogar, auch in sozialer Hinsicht. Bei den Zisterziensern ist das tägliche Leben streng reglementiert. In Himmerod wurde sieben Mal täglich gebetet, wochentags ging es um 4.30 Uhr los, sonntags schon um 4.15 Uhr – insgesamt etwa drei Stunden im Schnitt. „Rein in die Kuckulle, raus aus der Kuckulle“, sagt Oliver mit Bezug auf das Übergewand, das im Chorgestühl Pflicht ist. Zeit zum Beisammensein gab es kaum. Auch beim Essen wurde in der Regel nicht gesprochen. Stattdessen las ein Mönch aus einem Buch vor. Ein anderer bediente, der Rest aß und schwieg. Was Himmerod betraf, fanden das Oliver und Ignatius sogar ganz angenehm. „Wenn man sich nichts zu sagen hat, soll man schweigen“, sagt Oliver, „bevor man anfängt, nur dummes Zeug zu reden.“

Weder Oliver noch Ignatius haben sich je ins Mittelalter gewünscht, als die Ordensgemeinschaft so groß war, dass das Generalkapitel sogar eine Obergrenze einführen musste. „Für ein erfülltes klösterliches Leben braucht man keine 300“, sagt Ignatius. „Mit wäre das zu unübersichtlich, zu anstrengend. Es geht auch gut mit 30 oder 13.“ Das Gefühl, sich einer untergehenden Lebensform zu verschreiben, hat Ignatius, wenn überhaupt, nur ganz vage gehabt. „Erstens bin ich am liebsten dort, wo ich am meisten gebraucht werde, und nicht da, wo es am bequemsten ist. Und



Im Refektorium: Die Brüder essen still zu Mittag und hören dem Vorleser zu.

zweitens gehört es ja irgendwie auch zur christlichen Botschaft dazu, dass man Ablehnung erfährt und in der Minderheit ist. Insofern hat mir das keinen Kummer bereitet.“

Aber natürlich sind auch Mönche soziale Wesen, die den Austausch mit ihresgleichen suchen, die ihren Neigungen nachgehen wollen. Diese Bedürfnisse konnten in Himmerod kaum befriedigt werden. Das hatte zum einen wirtschaftliche Gründe. „Das Damoklesschwert des finanziellen

Niedergangs hing seit langem über uns“, sagt Oliver. „Der Faden, an dem es befestigt war, wurde immer dünner.“ Schon 2011 gingen die Klosterbetriebe in die Insolvenz, Gaststätte, Buchhandlung, Fischerei. Damit das Kloster, juristisch gesehen ein Verein, nicht belastet wird, hatte man die Betriebe schon vorher in eine eigene Gesellschaft ausgelagert, sie werden inzwischen von Privatleuten betrieben. Vor ein paar Jahren musste das Kloster seine defizitäre Landwirtschaft aufgeben,

die 160 Milchkühe wurden nach Belgien verkauft. Aber damit war längst kein Ende in Sicht. Die Klostergebäude etwa müssen dringend saniert werden, allein der Kostenvoranschlag für die komplette Dachanlage belief sich auf vier Millionen Euro. Von den laufenden Kosten – 150.000 Euro im Jahr nur für Heizung und Strom – ganz zu schweigen. „Jedes Kloster muss autonom für sich wirtschaften, aber das ging in Himmerod nicht mehr“, sagt Oliver. „Man konnte sich ausrechnen, wann die letzten

Reste des Vermögens verbraucht sind. Es war klar: Egal wie wir uns anstrengen, ob wir noch 100 Gäste mehr haben pro Woche oder 200 – wir schaffen es nicht.“

Zwischen dem wirtschaftlichen Niedergang des Klosters und der personellen Ausdünnung der Ordensgemeinschaft gibt es Wechselwirkungen: Je schlechter die Lage, desto unattraktiver wird das Klosterleben, desto kleiner die Gemeinschaft. Austritte, die es in den vergangenen Jahren immer mal wieder gab, auch von Leuten, die



DAS POLSTERBETT **STELLASYSTEM** – HIER IN DEM DEKOSTOFF VARESE STOFFFARBE CLOVER, DIE OPTIONALE BETTASCHE UND DER LEHNENSCHUTZ, DIE MASSIVEN BALKENFÜSSE MIT STAURAUMSCHUBLADE UND DER EINSTECKTISCH **STEXX**. LINKS AUS DER MASSIVHOLZMÖBELSERIE **CLOSE-IT** DIE WÄSCHEKOMMODE 1 UND DANEBEN DIE BETTBANK IN WILDEICHE.

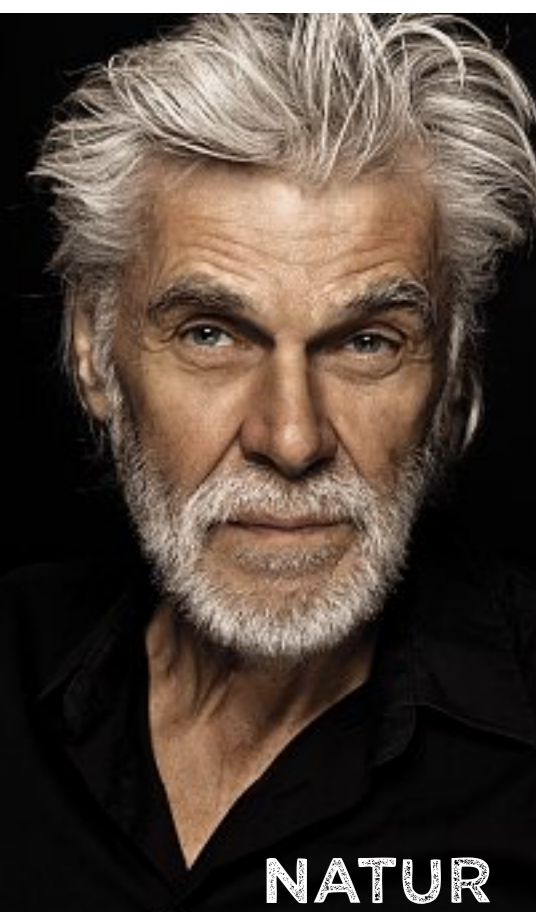
**POLSTER-  
BETTEN**

AUS REINEN  
NATURMATERIALIEN



**dormiente**<sup>®</sup>  
BESSER GRÜN SCHLAFEN

HIER FINDEN SIE EINEN DORMIENTE HÄNDLER IN IHRER NÄHE  
[WWW.DORMIENTE.COM](http://WWW.DORMIENTE.COM)



**NATUR  
HAT  
CHARAKTER**



In der Gnadenkapelle: Pater Ignatius zündet fürs Gebet die Kerzen an.

schon lange dabei waren, können teuer werden, weil für all die Jahre im Kloster Rentenbeiträge nachgezahlt werden müssen. Je kleiner die Gemeinschaft ist, desto mehr Kosten fallen an für Personal von außerhalb, desto mehr ist aber auch der einzelne Mönch gefragt, mit anzupacken. Ignatius: „Ich bin in der romantischen Vorstellung ins Kloster gekommen, dass ich wieder mehr lesen und schreiben kann. Dass ich mich zum Schluss vor allem darum kümmern musste, dass der Schornstein funktioniert und das Haus beheizt wird, habe ich mir so nicht gedacht.“ Oliver fügt ironisch hinzu: „Unsere Leidenschaft war der Hausflur, zweiter Stock: 100 Meter lang, vier bis fünf Meter breit. Den nass wischen. Dazu Treppenhäuser und Bäder in großer Zahl.“ Konnte man da nicht auf Lücke arbeiten? „Wir haben es ja schon eingeschränkt“, sagt Oliver. „Zum Teil wurden ganze Gebäudeteile nicht mehr benutzt. Aber sie waren halt da.“ Ignatius: „Und haben Staub produziert.“

Mehr noch als beim Putzen war Ignatius in der Seelsorge gefordert. Er übernahm außerhalb eine halbe Pfarrerstelle, damit über die Diözese ein bisschen Geld in die Klosterkasse kam. „Das Ende vom Lied: Ich habe fast mehr Zeit im Auto verbracht als am Altar. Das hatte mit klösterlichem Leben nicht mehr viel zu tun, aber es war nötig, weil die Gebäude erhalten werden mussten.“ Oliver war vor allem für die Gästever-sorgung zuständig: Buchungen, Kassieren, Fahrdienste. Und jeden Morgen fürs Frühstück. „Mein Rekord waren 135 Frühstücke. Da wissen Sie schon um neun Uhr morgens, was Sie gemacht haben.“

Das menschliche Miteinander wurde dadurch nicht besser, was umso schwerer

## Am Ende

wog, als es sowieso schon nicht besonders gedeihlich war, oder besser: kaum existent. Das lag zum einen an der Geschichte des Klosters. Nachdem es Anfang des 19. Jahrhunderts im Zuge der Säkularisierung enteignet worden war, wurde es nach dem Ersten Weltkrieg von Trappistenmönchen neu belebt. Trappisten sind Zisterzienser der strengen Observanz, sie machen keine Seelsorge, und informelle Gesprächsebenen gibt es bei ihnen überhaupt nicht. Zwar wechselten sie auf Wunsch des Bischofs die Observanz und wurden weniger strenge



Die Abtei: Himmerod liegt im Dreieck von Bernkastel, Bitburg und Manderscheid.

Zisterzienser, aber die Tradition wirkte nach. Oliver: „Das war für mich das Überraschende in Himmerod: dass es eigentlich keine Gemeinschaft war. Ich hatte gedacht, das sind doch Leute, die aus den gleichen Erwägungen hierher gekommen sind. Dass sie dann nebeneinanderher leben, war für mich merkwürdig.“

In Marienstatt, wo die beiden jetzt in einer Gemeinschaft von zwölf Leuten leben, gibt es nach dem Abendessen die Rekreation: Man setzt sich eine halbe bis dreiviertel Stunde zusammen und redet über dies und das, trinkt auch mal einen Wein oder ein Schnäpschen. Was hilft: Die Gemeinschaft in Marienstatt ist homogener als es die in Himmerod war, das Alter betreffend, aber auch die Sozialisation und die Bildung. Viele Zeitungen liegen hier aus – und werden auch gelesen.

In Himmerod hat es die Rekreation nur als Versuch gegeben. Ein Bruder, der damals schon Jahrzehnte lang dabei war, sagte, als sie dann doch mal alle im Kreis zusammensaßen: „Ich bin das gar nicht gewöhnt, hier vor den anderen etwas über mich zu sagen.“ Die Sprachlosigkeit ist vor allem dann ein Problem, wenn man viel zu bereden hätte: etwa, wie man die Zukunft des Klosters sichern will. Wie jede Firma, sagt Ignatius, brauche auch ein Kloster ein Alleinstellungsmerkmal, einen Markenkern. In Himmerod fehlte das. Marienstatt hingegen ist ein lebendiges Pilgerzentrum, hat eine Brauerei und vor allem ein Gymnasium, das auch den Alltag der Mönche verändert hat – zum Positiven, wie Ignatius und Oliver meinen. So wurden etwa Gebetszeiten zusammengefasst, was den Mönchen die Gelegenheit gibt, sich mal ein paar Stunden am Stück auf eine Sache zu konzentrieren. Das erste Gebet findet jetzt erst um zehn nach sechs statt. „Eine sechs vor dem Komma ist schon etwas ganz anderes als eine vier“, sagt Oliver.

Auch in Himmerod geht das Leben erst einmal weiter. Als sichtbares Zeichen dafür soll im Juni die Klosterkirche, die nach einem Brand saniert werden musste, vom Trierer Bischof Stephan Ackermann feierlich wiedereröffnet werden. Ziel des Bistums ist es, Himmerod als geistlichen Ort zu erhalten und eine neue Ordensgemeinschaft zu gewinnen, was nicht ganz leicht werden dürfte. Investitionen werden erst einmal nicht getätigt. Und was passiert mit Pater Stephan? Er soll auch in diesem Jahr die Angebote im Gäste- und Exerzitenhaus fortführen. Formal wird er Mönch von Himmerod bleiben, obwohl es das Kloster gar nicht mehr gibt. ◀



Erwerben Sie einen Eigentumsanteil an einem NetJets Flugzeug und erhalten Sie Zugang zu über 700 Privatjets weltweit. Nur NetJets bietet Ihnen die Größe, Sicherheit und Leistungsfähigkeit einer kommerziellen Fluggesellschaft, kombiniert mit der Flexibilität und Schnelligkeit eines Privatflugunternehmens.

netjets.com +49 89 2323 7549

Alle von NetJets® Europe angebotenen Flugzeuge werden von NetJets Transportes Aéreos S.A., einer EU-Luftfahrtgesellschaft, betrieben.

Das Konzept eines Concept Stores können Eltern ihren Kindern nicht näherbringen, indem sie im Netz bestellen. Sie müssen hinfahren, zum Beispiel nach Rosenheim zum gerade neu eröffneten Hello Baby.



Wenn es zum Sport nicht mehr im alten Baumwoll-T-Shirt geht, muss es auch ständig neue Nischenlabels geben. Vaara wäre mal was anderes als Lululemon.

# OSZ

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Mit großen Ohrringen überrascht man heute niemanden mehr. Anders ist das, wenn sie ein bisschen gefährlich aussehen. (Alexa K)



Diese Lederjacke kommt Ihnen bekannt vor? Klar, Albert Einstein trug sie seinerzeit ja oft genug. Und Levi's Vintage Clothing legt sie nun neu auf.

Es ist März, aber heller könnte es trotzdem schon sein. Da sorgen zumindest die neuen Leuchten von Normann Copenhagen für zuverlässig aufregendes Licht.



## CLEAN LIFE

Clean Eating, der Ernährungstrend, der mit viel Verzicht zu tun hat (und mit Genuss, den man sich auch ein bisschen einreden muss), könnte Teil eines größeren Phänomens sein. Das Marktforschungsinstitut Euro-monitor hat für 2018 nun die „Clean Lifers“ als wichtige Konsumentengruppe ermittelt. Für sie soll es einfacher zugehen. Verzicht ist auch hier ein großes Thema, also wenn sie nicht gerade einkaufen.



Den Laptop mit Sticker tapezieren, über das Smartphone eine witzige Hülle stülpen – das kann jeder. Individualität in Tech-Fragen bedeutet auch, sich Gedanken über die Farbe des Keyboards zu machen. (Mionix)

Es ist März, aber Schuhe mit Ledersohlen kann man sich noch immer so schön ruinieren wie Mitte Januar. Dieses robustere Paar Dr. Martens tut einfach schon mal so, als wenn es längst Frühling wäre.



Wer wissen will, wer die großen Schauspielerinnen der Zukunft sind, kommt an dieser Frau nicht vorbei. Okay, für Letitia Wright läuft es eigentlich schon jetzt.

## THE WEARNESS

Jennifer Dixon, ehemals „Instyle“-Modechefin, und Julia Zirpel, zuvor „Myself“-Modechefin, haben zusammen einen Online-Store gegründet: [thewearness.com](http://thewearness.com). Für Mode, die up to date ist und vor allem fair produziert wurde.

FOTOS: HERSTELLER, JUEL CRYAN/WISIVISION/PA, JOHAN VINZENZ

# „Schluss mit dem Macho-Gehabe“

Der New Yorker Barkeeper Leo Robitschek über die Renaissance der Bars, den Trend zu herzhaften Drinks und den Geschmack von Männern und Frauen



Bei der Arbeit: Leo Robitschek mixt in der Nomad-Bar in New York einen Drink.

*Herr Robitschek, können Sie sich an Ihren ersten Drink erinnern?*

Den allerersten? Lange her! Ich bin in Miami aufgewachsen, aber meine Familie kommt ursprünglich aus Venezuela und ist jüdisch. Bei uns war es üblich, am Freitagabend vor dem Sabbat und zu anderen Anlässen Ponche Crema zu trinken, eine Art Eierlikör aus Milch, Eiern, Zucker und Rum. Ein kleines Gläschen davon haben auch immer die Kinder bekommen. Da war ich sieben oder acht Jahre alt. Aber wegen der unglaublichen Süße habe ich gar nicht bemerkt, dass da Alkohol drin ist.

*Und der erste richtige Cocktail?*

Das war während meines Studiums in Miami. Es war ein trockener Martini mit Bombay Sapphire Gin. Ein Freund hatte den bestellt, und ich trank einfach einen mit. Das war der Hammer. Ich dachte am Anfang, ich hätte Flugzeugbenzin im Glas. Aber tatsächlich hat mich dieser Drink dann doch auf den Geschmack gebracht.

*Berufswunsch: Barkeeper.*

Na ja, ganz so schnell ging das nicht. Ich habe zwar nebenbei in Bars und Restaurants gearbeitet, aber dann bin ich nach New York gegangen und habe zunächst in der Finanzbranche gearbeitet, um anschließend Medizin zu studieren. Tja, und da hat mich jemand angesprochen und mir einen Barkeeper-Job im „Sushisamba“ vermittelt, um Geld für das Studium zu verdienen.

*Das berühmte Lokal im West Village, das auch in „Sex and the City“ vorkommt.*

Ja. Dort habe ich viel über Wein, Sake und auch Spirituosen gelernt. Und dann habe ich im „Pegu Club“ irgendwann meinen ersten „Gin Gin Mule“ getrunken.

*„Gin Gin Mule“? Was ist das?*

Gin mit Limettensaft, Ginger Beer, Zuckersirup und Minze. Das war mein Erweckungserlebnis – ich hatte noch nie so etwas Harmonisches, Ausgewogenes und Aromatisches getrunken. Da war es um mich geschehen. Etwas später habe ich mein Studium geschmissen und im „Eleven Madison Park“ angefangen.

*Und in diesem Restaurant, das mit drei Michelin-Sternen ausgezeichnet ist, haben Sie die Renaissance der klassischen Cocktails ausgerufen.*

Natürlich nicht allein, das war eine ganze Bewegung. Im Zentrum steht die Rückbesinnung auf die große Zeit der Hotelbars und der Barkultur. Als ich im „Eleven Madison Park“ anfang, hat sich dort im Prinzip niemand so recht um die Cocktails und Drinks gekümmert. So habe ich mich der Sache angenommen, zunächst Klassiker auf die Karte genommen und später auch eigene Kreationen. In einem richtig guten Restaurant oder Hotel geht es nämlich nicht nur um tolles Essen oder tolle Zimmer, es geht um das Gesamterlebnis – und zu dem gehören auch

tolle Drinks. Dieses Konzept haben wir dann ein paar Jahre später auf das Nomad-Hotel übertragen. Wir wollten damit an die große Zeit der Hotels mit Restaurants und Bars anknüpfen und einen Ort schaffen, an dem sich nicht nur Reisende, sondern auch die Community und die Leute aus der Nachbarschaft treffen, essen, trinken, reden, Geschäfte machen.

*Das scheint zu klappen. Das Nomad-Restaurant hat einen Michelin-Stern, und die Bar gehört regelmäßig zu den 50 besten auf der Welt.*

Uns ist wichtig, dass wir jedem Detail Aufmerksamkeit schenken. In der Bar bedeutet das vor allem: Gastfreundschaft und Service. Dabei geht es nicht darum, dem Gast, der ein bestimmtes Bier bestellt, zu erzählen, wie viel besser die anderen Biere sind, die wir auf der Karte haben. Es geht darum, im richtigen Moment Orientierung zu geben. Aber das Recht dazu muss man sich erst verdienen. Es ist wie der erste Besuch bei den Schwiegereltern. Da platze ich auch nicht mit einem „Hey Leute, alles klar?“ rein, sondern gehe die Sache höflich an. Und genau so sollte es in einem Restaurant oder einer Bar sein.

*Macht das einen guten Barkeeper aus?*

Ja, es gibt natürlich noch ein paar andere Punkte. Erstens: Er muss gut vorbereitet sein und wissen, was er tut, und das auch erklären können. Zweitens: Er muss gerne mit Menschen zu tun haben. Drittens: Er muss authentisch sein. Es geht nicht darum, den besten Drink der Welt zu mixen, sondern darum, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich die Gäste wohlfühlen und an die sie sich erinnern.

*Und was macht eine gute Bar aus?*

Das Wichtigste ist, dass sich die Betreiber schon vor der Eröffnung klar machen, welche Art von Bar sie haben wollen: eine Wein-Bar, eine Cocktail-Bar, eine Aperitif-Bar, eine Champagner-Bar, eine Nachbarschaftsbar oder vielleicht sogar eine Spelunke. Es spielt keine Rolle, für was sie sich entscheiden, solange sie sich entscheiden, die Konsequenzen daraus zu ziehen und sich zu konzentrieren.

*Welche Rolle spielen Trends? Vor ein paar Jahren hat alle Welt Wodka getrunken, dann kam die Gin-Welle, und jetzt gibt es überall Wermut und Mezcal. Was ist das Nächste?*

Das werde ich oft gefragt. Aber eigentlich finde ich das Wort Trend unpassend. Denn es ist ja nicht so, dass diese Neigungen zu bestimmten Spirituosen oder Drinks nur schnelle Moden wären. Es geht eher um Qualität und Erziehung. So ähnlich wie beim Essen: Vor zwei oder drei Jahrzehnten haben sich die Leute hier in Amerika entschlossen, besser zu essen. Und mit jedem neuen Trend – Sushi, Veggie, Dry Aged, Craftbeer, Streetfood, Vegan und was weiß ich noch – kommt etwas hinzu, das die Palette der Möglichkeiten erweitert. So ähnlich ist es auch bei den Drinks: Wir haben in den vergangenen Jahren eine Qualitätsrevolution erlebt. In New York hat es mit

der Renaissance der klassischen Cocktails begonnen, dann ging es irgendwann um gereifte Cocktails, später um Molekular-Drinks und irgendwann um die Wiedergeburt der Tiki-Cocktails. All diese Phänomene erweitern das Spektrum und verschwinden nicht einfach wieder. Das Angebot an guten Whiskys, Rums, Gins oder Wermuts wird ja nicht wieder kleiner, nur weil der große Boom irgendwann vorbei ist.

*Und was ist jetzt das Neueste?*

Ich würde sagen: herzhaftere Drinks. Cocktails mit eher würzigen, salzigen Aromen. Da spielen Gemüsesäfte eine große Rolle oder Zutaten wie Pilze, Kräuter und Rote Bete. Und dann gibt es noch den großen Trend zu Drinks mit einem geringeren Alkoholgehalt, vor allem für Amerika, aber inzwischen auch immer mehr für Europa.

*Gibt es Drinks, die Sie aus Prinzip nicht mixen? Ich kenne einen Barkeeper, der sich weigert, Aperol-Spritz oder Hugo zu servieren, weil ihm das zu dämlich ist.*

Oh nein, da bin ich anderer Meinung. Wer bin ich denn, Ihnen zu sagen, dass Ihr Lieblingsdrink dämlich ist? Ich mache Ihnen jeden Drink, den Sie wollen – aber eben die beste Version davon.

*Lassen Sie uns über Männer und Frauen sprechen. Unterscheiden sich der männliche und der weibliche Geschmack?*

Es passiert immer mal wieder, dass ein Typ zu mir an die Bar kommt, ich ihm etwas vorschlage, und er dann sagt: Um Gottes Willen, doch nicht so einen Mädchen-Drink!

*Das meine ich. Es stimmt also?*

Nein, nein! Ich muss dann immer innerlich grinsen. Denn es ist natürlich nicht so. Die Frauen, die zu mir in die Bar kommen, bestellen genauso Scotch auf Eis wie die Männer. Es gibt kein maskulin und feminin in der Cocktail-Welt. Klar gibt es Typen, die nur harte Martinis trinken und nichts anrühren, was süß oder pink ist. Aber mit Macho-Gehabe ist eigentlich schon lange Schluss.

*Haben Frauen vielleicht eine andere Herangehensweise?*

Das kann man vielleicht sagen. Frauen haben ein gutes Auge und legen viel Wert auf Details. Ob das nun typisch feminin ist – keine Ahnung.

*Was war das Verrückteste, das jemand bei Ihnen bestellt hat?*

Schwer zu sagen. Es gibt ab und zu Fälle, in denen ich bei mir denke: Mein Freund, das wird dir definitiv nicht schmecken. Aber das sage ich natürlich nicht, der Gast ist schließlich der Boss. Ich hatte mal einen, der hat einen Cocktail aus einem Teil Wodka, einem Teil Sake und vier Teilen Red Bull bestellt – leider konnte ich ihm den Drink nicht mixen, weil wir kein Red Bull haben. Aber im Grunde gibt es in der Bar-Welt nichts, was es nicht gibt.

*Die Fragen stellte Peter Badenhop.*

FOTO FRANCESCO TONELLI



# SEINE MISSION

Alexander Gerst wird der erste deutsche Kommandant auf der Raumstation. Den Einsatz übt er im Sternenstädtchen bei Moskau. Ein Besuch vor dem Start in den Himmel.

Von Friedrich Schmidt

**E**twas klein ist das Fahrrad, auf dem sich Alexander Gerst durch das verschneite Sternenstädtchen bewegt. Dünn wirkt die Jacke, die der deutsche Astronaut über dem blauen Overall trägt. Ein Mützchen nur schützt seinen kahlen Kopf. Aber Gerst hat die Antarktis bereist und das Astronauten-Überlebenstraining bei minus 30 Grad ohne Zelt im Schlafsack absolviert. Dagegen ist dieser westrussische Wintertag gar nichts.

Wieder einmal ist das Sternenstädtchen (Russisch: Swjosdnyj Gorodok) seine Kurzzeit-Heimat. Hier, 25 Kilometer nordöstlich von Moskau, trainiert er für seine zweite Mission auf der Internationalen Weltraumstation (ISS), deren Kommandant er bald für drei Monate werden soll, als zweiter Westeuropäer und erster Deutscher. Im Sternenstädtchen hat er schon für die Mission geübt, die ihn von Mai bis November 2014 auf die ISS führte – und zum Star der Sterne machte, besonders wegen seiner mit Fotos angereicherten Berichte aus dem All. Auf Twitter hat „Astro\_Alex“ schon rund eine Million Abonnenten.

Im Sternenstädtchen nennt ihn einer der Ausbilder, mit denen er fließend Russisch spricht, beim landestypischen Kosenamen: „Sascha“. Die Siedlung für Raumfahrtangestellte und ihre Familien ist für Kosmo- und Astronauten und ihre Freunde in aller Welt legendär. Abgeschirmt von der Außenwelt, birgt sie seit mehr als einem halben Jahrhundert ein Ausbildungszentrum für Raumfahrer. Es ist nach Juri Gagarin benannt, dem sowjetischen Piloten, der 1961 als erster Mensch ins All flog und sieben Jahre später beim Absturz seines Kampfflugzeugs umkam. Name und Konterfei des lächelnden Staats- und Volkshelden sind im Sternenstädtchen noch präsenter als sonst in Russland. Eine Aufwahrung an seinem Denkmal gehört zu den Einschwörungsritualen der Nachfolger. Die überlebensgroße Statue zeigt Gagarin mit einem Blümchen in der Hand hinter dem Rücken, als Hommage an seine Frau Walentina. Gagarins 82 Jahre alte Witwe lebt noch immer hier; Interviews gibt sie leider nicht.

Die Bewohner des Sternenstädtchens können in zwei Supermärkten einkaufen, eine Poliklinik nutzen und etliche Sporteinrichtungen aufsuchen. Eine Schule auf dem Gelände dürfen auch autorisierte auswärtige Kinder besuchen. Das Kosmonauten-Ausbildungszentrum Juri Gagarin wurde 2009 vom russischen Militär der zivilen Raumfahrtbehörde Roskosmos übergeben. Mit der Folge, dass nicht mehr Soldaten, sondern Polizisten und private Wachleute die Schranke am Eingang kontrollieren. Es geht nicht mehr ganz so strikt wie früher zu. Außer den

Bewohnern und anderen Leuten, die mit Passierschein ausgestattet sind, wird der Einlass angemeldeten Besuchern gewährt, unter ihnen viele Schulklassen.

Eine weitere Folge der Übergabe an Roskosmos: Das Sternenstädtchen schrumpft, Militärs zogen fort, Weltraumveteranen sterben. Waren hier vor zehn Jahren noch rund 7000 Bewohner gemeldet, sind es jetzt noch gut 5500. Etwas leer wirkt es. Außer dem deutschen Astronauten sieht man hier keine Radfahrer. Gedenktafeln zwischen Tannen, Sowjetwohnblocks und gelbliche Klinkerbauten versetzen den Besucher zurück in die große Zeit der Raumfahrt. In einer Halle ist die Dublette der Raumstation Mir rot auf weiß; ihre Schwester umkreiste von 1986 an die Erde und wurde 2001 zum Absturz gebracht.

In einer anderen Halle, die mit beigefarbenen Linoleumplatten ausgelegt ist, steht die Dublette des russischen Segments der ISS, die seit Beginn des Jahrtausends Menschen beherbergt und in einer durchschnittlichen Orbitalhöhe von 400 Kilometern um die Erde rast, eine Umrundung alle eineinhalb Stunden. Die Module sind über Treppen zu erreichen und drinnen mit Teppich ausgelegt. Das gibt der Menschheitsleistung eine museale Aura muffiger Gemütlichkeit.

Von vergangener Zukunft zeugt neben der ISS-Dublette der vordere Teil einer Buran-Raumfähre, der sowjetischen Antwort auf das amerikanische Space Shuttle. Eine Fähre dieses Typs umkreiste 1988 unbemannt zweimal die Erde, ehe sie automatisch wieder auf einer eigens errichteten Bahn am Raumfahrtbahnhof Baikonur in der kasachischen Steppe landete. Relikte des fünf Jahre später eingestellten Buran-Programms sind zwei lange Ausweichpisten, eine nahe Wladiwostok im Fernen Osten, die andere am Flughafen von Simferopol auf der Krim, den daher auch Großflugzeuge wie die Boeing 747 ansteuern können – wie nach der Annexion der ukrainischen Halbinsel durch Russland solche der Fluglinie Transaero, die insolvenzbedingt nun selbst Geschichte ist. Die Geschichte der Raumfahrt ist uferlos wie das All.

Im Sternenstädtchen zeigt eine Foto-Galerie die Besatzungen internationaler Raumflüge der vergangenen Jahrzehnte. Nur die Frisuren und manche Oberlippenbärte offenbaren den Wandel, die Raumanzüge sind über Mode und Zeit erhaben. Auch ein Foto von Alexander Gerst und seinen Missionskollegen von 2014 hängt hier. Wer in eines der Furnierholzmöbelbüros entlang einer Trainingshalle mit Sojus-Raum Schiffen blickt, überrascht eine Angestellte, die ihr hellblondes Haar kunstvoll aufgetürmt hat. Man



Die Postkarte aus dem Jahr 1976 zeigt den Urvater aller Kosmonauten, Juri Gagarin. Im Hintergrund ist der Start des Wostok-Raumschiffs zu erkennen, mit dem er 1961 als erster Mensch um die Erde flog. Im Trainingszentrum, das nach Gagarin benannt ist, nimmt Alexander Gerst (links) noch ein paar Handgriffe vor, bevor er seinen Raumanzug anzieht und zum Üben in die Kapsel steigt.



Lange war das hier alles geheim, nun öffnet man sich langsam: Im Übungszentrum denkt man sich besonders fiese Zwischenfälle für die trainierenden Astronauten aus.

muss kein Sowjetnostalgiker sein, um ins Schwärmen zu geraten.

Doch der altertümliche Schein trägt. Die Sojus-Raumfahrzeuge im Saal sind der beste Beleg dafür. Sie bilden trotz besonders vieler Gagarin-Porträts keine weitere Gedenkstätte, sondern dienen der Ausbildung künftiger Missionsmitglieder. Raumschiffe der Baureihe gewährleisten zur Zeit sogar die einzige bemannte Verbindung zur ISS: Das Space Shuttle ist Geschichte, und Modelle der privaten amerikanischen Anbieter SpaceX und Boeing sind frühestens 2019 so weit. Wer zur ISS will, muss einen der drei Plätze einer extrem engen Sojus-Kapsel einnehmen, die ihn in sechs Stunden oder zwei Tagen hinaufbringt – erst kurz vor dem Start wird die Flugvariante gewählt.

An diesem Morgen beginnen hier zwei Astronauten und ein Kosmonaut ihren Trainingstag: Alexander Gerst, die Amerikanerin Serena Auñón-Chancellor und der Russe Sergej Prokopjew. Sie tragen schwarze Kopfhäuben, weiße Sokol-Raumanzüge mit ihrer jeweiligen Landesflagge am linken Arm und elektrische Lüfter zur Kühlung in den Händen. Erst im Raumschiff schließen sie ihre Anzüge an das Kühlsystem an; drinnen wird es heiß.

Gerst, Auñón-Chancellor und Prokopjew sollen heute üben, das Raumschiff von der ISS abzukoppeln und auf der Erde zu landen. Die Ausbilder im Kontrollraum nebenan werden ihnen insgesamt zwölf Übel auf die Instrumente simulieren, Defekte von Funkgerät und Bordcomputer, Ausfall des Triebwerks und Leck des Treibstofftanks. All das müssen der Pilot in der Mitte der Kapsel und der Kopilot links neben ihm bewältigen.

Der dritte Raumfahrer ganz rechts ist nur Passagier. Diese Statistenrolle fiel 2014 noch Gerst zu, der auf der Sojus MS-09 jetzt Kopilot wird. An Bord wird Russisch gesprochen. Der Transfer mit den russischen Raumschiffen zu und von der ISS wird von Roskosmos kontrolliert. Auf der Sojus führt daher stets ein russischer Teilnehmer, in diesem Fall Prokopjew, das Kommando. Er und Gerst müssen das Schiff manuell steuern können, falls die Automatik ausfällt. Im Notfall müssen sie es mit zwei Joysticks an die sich um sich selbst drehende Raumstation andocken: eine schwierige Angelegenheit. Alle Raumfahrer werden am Ende der Ausbildung benotet, einzeln und als Team, und zur Not heißt es Nachsitzen.

## SEINE MISSION

Das Schiff, an dem die Raumfahrer nun trainieren, ist unvollständig. Es besteht nur aus zwei Kapseln: dem Landemodul, in dem die Raumfahrer sitzen, und dem vor allem für Fracht bestimmten Orbitalmodul darüber. Der untere Teil, das Servicemodul mit Antriebssystem und Treibstoff, fehlt: Man ist ja nicht in Baikonur.

Stattdessen führen rostrote Treppenstufen in das Raumschiff. Auf die setzen sich die drei Raumfahrer nun für Gruppenbilder und ein Gespräch mit Journalisten, die das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) und die Europäische Raumfahrtorganisation (Esa), Gersts Arbeitgeber, ins Sternentädchen gebracht haben. Wohl, weil sie wissen, dass die Berichte Werbung sind für die unter Rechtfertigungsdruck stehende Raumfahrt.

Die drei Raumfahrer sehen jünger aus als die 41 Jahre (Gerst, Auñón-Chancellor) und 43 Jahre (Prokopjew), die sie alt sind. Noch schöner als sie selbst sind ihre Raumfahrer-



17. August 1982: Alexander Gerst an seinem ersten Schultag

sätze: Früher hätte man sie in Poesialben geschrieben, jetzt kann man sie twittern, posten, instagrammen und youtube. Ein Meister darin ist Alexander Gerst, der einzige der drei, der schon auf der Raumstation war. Er schwärmt, nun in bestem Englisch, vom Team aus Freunden, das, zusammenschweißend im langen Training, im All für die Menschheit wirke, von der internationalen Partnerschaft, zu der jeder seinen Teil beitrage. Als Geophysiker lerne er vom Militärpiloten Prokopjew, bei der Lenkung des Raumschiffs in Sekunden zu entscheiden. Dafür könne er bei wissenschaftlichen Fragen helfen. Und es sei unschätzbar, dass nun auch eine Ärztin dabei sei.

Erst vor kurzem ist bekannt geworden, dass Auñón-Chancellor, die zunächst für die Folgemission trainierte, jetzt schon bei der Mission „Horizons“ dabei sein soll. Die amerikanische Raumfahrtbehörde (Nasa) teilte mit, die ursprünglich vorgesehene Jeanette Epps werde ins Johnson-Raumfahrtzentrum in Houston zurückversetzt und „für künftige Missionen in Betracht gezogen“. Die Gründe für diesen ungewöhnlichen Schritt wurden nicht bekannt. Außerdem soll „Horizons“ nun erst am 6. Juni, gut einen Monat später als zunächst geplant, von Baikonur aus starten. Womöglich, um dem japanischen Astronauten Norishige Kanai, der seit Dezember auf der Raumstation ist, einen längeren Aufenthalt zu ermöglichen, weil Japan bisher im All etwas zu kurz gekommen ist.

Norishige Kanai machte da oben von sich reden, als er auf Twitter behauptete, auf der ISS neun Zentimeter gewachsen zu sein. Er sei besorgt, ob er noch in die passgenauen Sitze der Sojus passe, die ihn zurück zur Erde bringen soll. Üblich ist ein Wachstum der Raumfahrer von zwei Zentimetern, weil sich ihre Wirbelsäule in der Schwerelosigkeit ausdehnt. Als die Nachricht von Kanais vermeintlichem Rekord die Runde gemacht hatte, entschuldigte sich der Japaner für seine „Fehlmesung“ und die „schrecklichen Fake-News“. Es seien doch nur zwei Zentimeter. Auch im All ist Twitter nicht nur Segen.

„Astro\_Alex“ hingegen hat die direkte Verbindung zur Erde zu einem Vorbild der Jugend gemacht. Warum, wird klar, als Gerst ein paar Stunden nach der Übung mit seinen Kameraden allein Fragen in der Sojus-Trainingshalle beantwortet. Er verbindet wissenschaftliche Genauigkeit mit Begeisterungsfähigkeit, Mut mit Understatement. Am



Vor dem Simulator der Sojus-Raumkapsel: Die Amerikanerin Serena Auñón-Chancellor, der Russe Sergej Prokopjew und der Deutsche Alexander Gerst werden im Juni zur Raumstation starten.

liebsten würde er über die wissenschaftlichen Seiten von „Horizons“ sprechen, mit Dutzenden Experimenten, die der Weltraumforschung und auf der Erde Nutzen bringen sollen. Er sagt, er wolle „Licht ins Dunkel tragen“ und das nicht nur mit Blick auf „unsere kosmischen Nachbarn“.

Erforschen soll er Granulate, Kristallwachstum, Metalle und das menschliche Immunsystem. Zudem werde sein Gehirn vor und nach dem Flug untersucht, um den Effekt der Schwerelosigkeit zu erforschen. Denn im All falle der Gleichgewichtssinn aus, und das Hirn ignoriere den Bereich zugunsten des Sehzentrum – eine Überbrückung, die nach einem Schlaganfall ähnlich vonstatten gehe. So könne die Forschung womöglich Schlaganfallpatienten helfen, schneller wieder laufen oder reden zu lernen.

Auf der Raumstation bekommt Alexander Gerst einen Roboter namens „Cimon“ zur Seite, der ihm teilweise Arbeit abnehmen soll. Die ISS beschreibt er als „Menschmaschine“, die zu 90 Prozent „robotisch“ sei und zu zehn Prozent „human“, wobei ohne die „menschliche Intuition“ etwas fehlen würde. Der Astronaut will überzeugen: „Weltraumfahrt ist nicht etwas, das wir uns leisten, weil es schön ist.“ Sie erbege auch wirtschaftlich Sinn. Jeder Euro, der in sie investiert werde, komme zweifach zurück, sagt Gerst und beruft sich auf eine Studie von Wirtschaftsprüfern. Experimente, Zahlen und Abwägungen machen noch keinen Star. Wie ist es denn, mit 26 Millionen PS in Baikonur abzuheben? „Absolut großartig!“

Alexander Gerst, der am 3. Mai 1976 im hohelohischen Künzelsau geboren wurde, 1995 am Technischen Gymnasium in Öhringen das Abitur ablegte und Zivildienst beim Roten Kreuz leistete, interessierte sich zunächst mehr für die Erde als für den Himmel. Als Rucksacktourist bereiste er Neuseeland und war so begeistert von den Vulkanen, dass er Geophysik studierte.

Den Weg, Astronaut zu werden, ließ er sich als Naturwissenschaftler offen. Obwohl er sich kaum Chancen ausrechnete, wählte ihn die Esa 2009 mit fünf weiteren Aspiranten aus 8413 Bewerbern aus. Im Jahr 2010 tat er gleich zwei große biographische Schritte: Mit der Arbeit „The First Second of a Strombolian Volcanic Eruption“ wurde er an der Universität Hamburg promoviert, und nach der Ausbildung im Europäischen Astronautenzentrum (EAC) in Köln wurde er zum Astronauten ernannt.

Seine Rückbesinnung auf den ersten Start ist so unterhaltsam wie vieles, was er erzählt. Er habe sich gefragt: „Ist das jetzt nicht vielleicht eine Nummer zu krass für mich?“ Seine Lektion: „Wir alle können sehr, sehr viel mehr als wir denken.“ Auch Disziplin mag man von ihm lernen. Die Härten in der Ausbildung sind nicht zu unterschätzen. In Houston muss man im Raumanzug sieben Stunden unter Wasser arbeiten. Und die Schaltpläne der Sojus-Raumfahrzeuge seien extrem kompliziert. Das alles zu lernen sei hart, sagt er. „Aber in einer guten Art und Weise.“

Es sei ein Fehler, die Sojus-Raumfahrzeuge mit Science-Fiction-Filmen zu vergleichen und für veraltet zu halten, sagt Gerst. Jedes Raumschiff werde eigens gebaut und habe innen bis zu zehn Neuerungen. Es bleibe aber die analoge Steuerung als Rückversicherung, und die Kapsel richte sich sogar ungesteuert von selbst richtig aus, „überlebensfähig“. „Das ist die beste Technik, die wir haben.“ Auch das scheinbar krude Interieur mit Knöpfen hinter Metallgittern sei besser für den ruppigen Flug geeignet als irgendwelche Touchscreens: „Versuchen Sie mal, ein iPhone auf einer Schotterstraße zu bedienen!“ Es sei „ein Riesenkompiment“, dass ihn die Russen dieses Mal ans Steuer ließen, sagt Gerst, der sich hier als eine Art Nachfahre Gagarins fühlen darf.

Ein Reiz der Raumfahrt besteht darin, Sehnsucht nach Harmonie zu stillen. Anders als auf Erden klappe es im All mit der Zusammenarbeit, heißt es oft, besonders seit der Eintrübung von Russlands Verhältnis zum Westen. Ganz von irdischen Querelen bleibt aber auch die Raumfahrt nicht verschont. So stellt sich der für Roskosmos zuständige stellvertretende Ministerpräsident Dmitrij Rogosin dem heimischen Publikum stets als raubeiniger „Patriot“ vor. 2014, nach den westlichen Sanktionen im Ukraine-Krieg, schlug er der Nasa vor, doch ein Trampolin zu nutzen, um zur Raumstation zu gelangen. Und vor kurzem erinnerte Rogosin wieder einmal triumphierend daran, dass die Amerikaner russische Raketentriebwerke kaufen.

Solche Äußerungen täuschen darüber hinweg, dass die Einkünfte aus dem Verkauf dem russischen Triebwerks-Hersteller Energomash gelegen kommen. Das Monopol auf den Transport zur ISS ist auch für Roskosmos einträglich. „Wir haben zusätzliches Geld nie abgelehnt“, sagte Rogosin nur, nachdem der amerikanische Dienst Space-

news.com vor kurzem Zahlen genannt hatte. Demnach berechnen die Russen ihren Partnern für ein Hin- und Rückticket in diesem Jahr 81 Millionen Dollar. Somit würde jeder Astronaut bis zu fünf Prozent zum Roskosmos-Jahresbudget beitragen.

Über Russland sagt Alexander Gerst, dass er sich eintritt, während eines Sprachkurses im winterlichen Sankt Petersburg, Sorgen machte, weil die Russen unfreundlich schauten, nicht grüßten oder lächelten. Dann aber habe er sich auf ihre Kultur eingelassen, einschließlich Banja-Besuchen, und viele Freunde gefunden. So habe er die Gastfreundschaft und überhaupt den Wert der Freundschaft im Land erkannt. Wenn man sich auf die Kultur des anderen einlasse, folgert er, „erledigen sich so manche Missverständnisse ganz von selbst“. Auch das sind wohl gute Voraussetzungen für die Rolle als ISS-Kommandant.

Die Esa sei somit, anders als noch vor 20 Jahren, „ein Partner auf Augenhöhe“. Und warum fiel die Wahl wieder auf ihn? „2014 habe ich mich wohl nicht ganz dumm angestellt.“ Es sei aber auch Glück dabei gewesen, meint er: „Europa war mal wieder dran.“

Als Kommandant habe er der Crew zu helfen, Überlastungen zu vermeiden und den Überblick zu behalten, sollte es zu Notfällen kommen wie einem Brand, einem Druckverlust oder einem Ammoniak-Leck. Vom Bord-Alltag berichtet Gerst, man falle einander nie auf die Nerven. Man verabrede sich eher zu Kaffee- und Essenspausen, denn auf der ISS, die insgesamt fast so groß sei wie eine Boeing 747, sehe man die anderen fünf Kollegen sonst womöglich nicht. In der einen freien Stunde am Tag könne man dank der Technik nun mit Freunden und Familie kommunizieren: „Man fühlt sich nicht sehr weit weg.“ Das habe aber nicht nur Vorteile. Denn er setze sich auch gern in eine ruhige Ecke und genieße den Ausblick.

Das Beeindruckendste auf der ISS, sagt Gerst, sei die „konstante Entrücktheit“ von der Erde. „Der Pazifik schaut nicht viel anders aus als der Atlantik.“ Künzelsau, wo seine Eltern leben, sei einer von vier Orten auf der Erde, die sich für ihn wie Heimat anfühlen, neben dem Esa-Zentrum in Köln, dem Sternentädchen und dem Space Center in Houston. Vom All aus sei die ganze Erde Heimat. „Hört sich kitschig an, ist aber so. Wenn es da unten aus ist, dann ist es aus, dann gibts nichts mehr.“



*Herr Baum, was fasziniert Sie an diesem Buch über Muhammad Ali, das Sie da gerade durchblättern?*  
Das sind schöne Fotos von verschiedenen Kämpfen, ich kenne gar nicht alle. Das ist schon unglaublich gewesen. Es ist schwer zu sagen, ob er nun der beste Boxer aller Zeiten war. Menschen, die sich damit auskennen, würden das schon sagen. Obwohl es heute Sportler gibt, die auch nicht schlechter kämpfen. Aber seine Art zu boxen war unglaublich. Im Kopf war er genauso schnell wie mit den Fäusten. Er war hochintelligent. Und er war ungeheuer mutig. Wie viel Mut gehört denn dazu, wenn man sagt, ich lege meinen Olympia-Titel ab, ich gebe meine Goldmedaille weg? Wenn ihr mich als schwarzen Mann missachtet und ich bestimmte Lokale nicht betreten darf, obwohl ich Olympiasieger bin und ihr immer noch auf mich herabschaut, dann will ich bei euch nicht mehr mitspielen. Und dann später noch diese Provokation, sich nicht mehr Cassius Clay zu nennen, sondern Muhammad Ali. Ein Wahnsinns-Typ, mit unglaublicher Kraft. Und der Boxer mit dem größten Herzen.

*Als Mann ein Vorbild?*  
Ich liebe und bewundere ihn. Und wir schauen alle zu ihm auf. Er ist ein Held gewesen, nicht nur ein großer Boxer, sondern eine ganz große Persönlichkeit. Für mich ist er ein großes Idol. Ich weiß gar nicht, ob ich Vorbild sagen würde. Denn wie kann ich dem nachzueifern?

*Warum gibt es solche Männer heute nicht mehr?*  
Das lässt sich ja keiner einfallen, zu sagen: Ich bin jetzt ein Idol. Ich glaube, Stefan Zweig beschreibt das in seinen „Sternstunden der Menschheit“. Da versucht er, dieses Phänomen in Worte zu fassen, wie sich in manchen Persönlichkeiten die Ahnung des Göttlichen manifestiert, meist gebunden an einen Augenblick, in dem diese Menschen dann Weltgeschichte schreiben. Vielleicht ist gerade nicht der richtige Augenblick. Muhammed Ali dagegen wird uns noch lange beschäftigen, auch kommende Generationen. Hoffentlich.

*In dem neuen Film „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ spielen Sie Lukas. Wie haben Sie Ihren inneren Lokomotivführer gefunden?*

Ich habe mich zuerst auch gefragt: Wie spielt man das? Wie finde ich den Zugang zu dieser Rolle? Ich war überrascht, als ich gefragt wurde, zum Casting zu kommen. Und ich habe nicht sofort gedacht, dass dieser Lukas in mir steckt. Beim Vorsprechen habe ich das dann ausprobiert. Natürlich hatte ich diese Kindheitserinnerung aus der „Augsburger Puppenkiste“. Aber eine Holzpuppe mit Fäden ist ja nun keine Vorlage, die in mir etwas auslöst. Zuerst hatte ich keinen Plan. Das Wunder geschah, als ich Solomon Gordon getroffen habe, der Jim Knopf spielt. Mit ihm zu spielen, das hat in mir Gefühle ausgelöst, durch die dieser Lukas dann entstanden ist. Auf einmal habe ich mich verwandelt. Irgendwann dachte ich, da steckt doch ein Lukas in mir. Ich habe ihn gespürt und eine Ahnung von ihm. Es ist richtig, dass ich beim Casting bin. Und es ist richtig, dass ich ihn spiele.

*Lukas wird im Buch als „klein und rund“ beschrieben. Ja. Er sieht mir wirklich nicht ähnlich. Körperlich ist das ein ganz anderer Typ. Aber man muss dann einfach seine Ecke in der Geschichte finden. Ich bin in dieser Hinsicht ein bisschen auf Lukas zugegangen. Ich habe ein paar Kilogramm zugelegt, den Rest haben dann Kostüm und Maske gemacht. Das Gewicht musste ich nachher erstmal wieder runterkriegen.*

*Andererseits ist Lukas so stark, dass er Schienen zu Schleifen verbiegen kann. Das passt dann ja wieder. Ganz genau.*

*Was haben Sie sonst noch mit ihm gemein?*  
Er ist entschlossen und unerschrocken.

*Und er passt sich nicht an.*  
Nein, er ist stolz. Er entstammt dieser stolzen Arbeiterklasse. Michael Ende hatte sich bei der Konzeption der Figuren an Stereotypen des 19. Jahrhunderts in Großbritannien orientiert. Monarchie, Bürger, Kaufleute und Arbeiter. Dennis Gansel, der Regisseur, sagte immer, früher hätte die Rolle Heinrich George gespielt. Darunter kann man sich ja körperlich sofort etwas vorstellen. Der Lukas ist auch so eine Urgewalt. Die ruht aber friedlich in

# „Es hat keinen Sinn, in Lummerland zu bleiben“

Schauspieler Henning Baum über seinen neuen Film, den Boxer Muhammad Ali, die Suche nach dem Abenteuer und die Gefühle von Männern



**Er war „Held der Gladiatoren“** und „Der letzte Bulle“. Für seine Rolle als schwuler Kommissar Leo Kraft in der Krimiserie „Mit Herz und Handschellen“ wurde er mit dem Deutschen Fernsehpreis als bester Schauspieler ausgezeichnet. Jetzt spielt Henning Baum Lukas, den Lokomotivführer – in der Verfilmung des Kinderbuchklassikers von Michael Ende, die am 29. März in die deutschen Kinos kommt. Zum Interview sind wir in einem Hotel in der Hamburger Langen Reihle nahe der Alster verabredet. Doch dazu muss man den Fünfundvierzigjährigen erst einmal aus seiner Parallelwelt in die Gegenwart losen. Denn er ist in einen opulenten Bildband über Muhammad Ali vertieft.

ihm. Er wird erst richtig gefordert, wenn er in die Fremde kommt. Und dann wird die Geschichte zur Heldenreise, auf der er Prüfungen bestehen muss. In der Krise wird dann erst richtig klar, wie geschickt und fürsorglich er ist. Und er kann auch kämpfen, wenn es sein muss. Lukas muss an seinen Krisen wachsen. Damit kann ich mich identifizieren. Wir sind ja alle auf dieser Reise.

*An welchem Punkt der Reise befinden Sie sich jetzt?*  
Die Reise hört doch erst mit dem Tod auf, oder? Ich habe die mal mehr, mal weniger gut gemeistert. Aber man kommt nicht davon. Alle müssen mal irgendwann weg aus Lummerland. In Lummerland zu bleiben hat keinen Sinn. Es gibt Leute, die versuchen, sich mit aller Kraft an Lummerland zu klammern. Die verweigern die Reise. Selbst in diesem Land, in dem es uns immer noch relativ gut geht, muss sich jeder klar machen, dass er sich nicht entwickelt, wenn er immer auf Nummer sicher setzt. Wir müssen das Vertraute, das Kleine, Übersichtliche und vor allem das Engstirnige irgendwann verlassen.

*An welcher Herausforderung Ihres Lebens sind Sie am meisten gewachsen?*  
Das fing bei mir schon als Kind an. Ich bin zu den Nachbarsjungen gegangen, um zu sehen, was da auf dem Tisch steht. So ging das immer weiter, hinaus in den Wald, um da Abenteuer zu erleben. Meine Eltern wussten oft gar nicht, wo wir waren. Ich habe das regelrecht gesucht. Mir war die Welt, in der ich gelebt habe, viel zu wenig abenteuerlich. Ich hätte viel lieber Wildnis um mich herum gehabt, mir wie Tom Sawyer und Huckleberry Finn ein Floß gebaut, um den Mississippi runterzufahren. Scheiß auf die Schule. Ich hätte mir eine Kiste mit Proviant gepackt und eine Maiskolben-Pfeife gemacht. Solche Geschichten haben mich inspiriert. Es war mir in Deutschland schon damals zu brav und zu harmlos.

*Dabei war das ja damals verglichen mit heute noch eine ziemlich wilde Zeit.*  
Da sagen Sie etwas. Damals hatten wir es ja noch gut. Heute ist doch alles total reglementiert. Es ist supersauber, es gibt keine Ruine mehr und keinen Winkel, der irgendwie Abenteuer verheißt. Ich habe das auch als Jugendlicher immer wieder gesucht. Ich habe die Schule verlassen, bin auf ein Internat in England gegangen. Davor hatte ich auch erst Respekt. Aber dann wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Und es war gut, aus der Komfortzone rauszugehen. Da musste ich mich nämlich bewähren, sonst hätte ich in der Futterkette ganz unten gestanden. Als ich ankam, haben die mich sofort geprüft, was ich sportlich drauf habe, aus welchem Holz ich geschnitzt bin. Aber nur so ging es, und so ist es immer weiter gegangen. Ich habe mir immer die Sachen rausgesucht, die mir am schwierigsten erschienen. Statt zum Bund zu gehen, habe ich Rettungssanitäter gelernt. Aber das hat sich total gelohnt. Das war für mich eine ganz glückliche Zeit, in der ich in Grenzbereiche des Lebens geschaut habe, eine ganz andere Welt.

*Ist der Beruf des Schauspielers nicht eine permanente Prüfung?*  
Das ist eine Prüfung, die nie aufhört. Ich muss in diesem Beruf immer wieder etwas riskieren, immer wieder die Sicherheit verlassen. So eine Fernsehserie ist ja eigentlich ein sicherer Hafen. Aber ich habe mir immer wieder gesagt, es muss etwas Neues passieren. Und das heißt nicht, dass dann gleich etwas Besseres kommt. In der Regel wird es erst einmal rauer. Das hat mit Einbußen zu tun. Trotzdem muss das sein. Ich höre in mich hinein, und dann muss ich etwas wagen.

*Gehört dazu auch das Wagnis, eine alte Beziehung zu verlassen und eine neue zu beginnen, obwohl einem im Fokus der Boulevardpresse ganz Deutschland dabei zusieht?*  
Das mit dem Privatleben von Schauspielern ist ja so ein Missverständnis. Man meint, das Privatleben von Menschen, die in der Öffentlichkeit stehen, sei nicht mehr privat. Aber es ist immer noch mein Leben und privat. Und das ist nicht nur ein Missverständnis, sondern auch von den Menschen, die sich da einmischen, eine Unanständigkeit. Wenn so etwas passiert, muss ich natürlich versuchen, das wieder einzufangen. Denn ein öffentliches Leben zu führen, das führt wirklich zu nichts Gutem. Und auch das ist tatsächlich eine große Prüfung. Das will ich nicht verheimlichen.

FOTOS: GETTY, WARNER

*Sie gelten als Deutschlands letzter „echter Kerl“. An wem oder welchen Rollenmustern haben Sie sich orientiert?*  
In Ihrer Jugend waren männliche Popstars ja eher androgyn. Wir haben damals aber ganz andere Filme gesehen als die heute. Es gab nur zwei Fernsehprogramme, da liefen diese ganzen alten Schwarz-Weiß-Filme mit Spencer Tracy, Katharine Hepburn, Humphrey Bogart, Robert Mitchum. Was haben wir da für Typen gesehen? Das waren richtige Kerle, Lee Marvin und James Coburn. Charles Bronson war nun definitiv kein Weichei. Das waren all diese Über-Männer, coole Typen, das habe ich bestimmt in mich aufgesogen, dass man sich so als Mann benimmt. Es gab auch im Freundeskreis meiner Eltern einen Mann, den ich sehr mochte. Das war genauso ein Typ, sehr cool. Der war auch schon durch Krisen gegangen, war Soldat bei den Briten gewesen. Trotzdem hatte er sich eine große Menschlichkeit bewahrt und war zu jedem freundlich. Diese Verbindung von entschlossener Männlichkeit und Herzengüte, die habe ich mir wahrscheinlich zum Vorbild genommen.

*Männer wie David Bowie waren keine Inspiration?*  
Als Mann nicht. Aber den fand ich trotzdem faszinierend.

*Und was ist Ihre feminine Seite?*  
Ich habe schon als Jugendlicher gerne Frauen als Freundinnen gehabt, weil ich mich mit ihnen über Literatur austauschen oder ins Kino gehen konnte – und eben nicht in die Schwarzenegger-, sondern in Arthouse-Filme. Sie wussten auch Sachen, die ich nicht wusste, und haben gesagt: Hör dir mal diese Musik an, Leonard Cohen zum Beispiel, oder lies mal Milan Kundera. Oder wir haben eben Filme aus den Siebzignern gesehen. Die haben mir dann immer eine ganz andere Welt gezeigt. Das habe ich sehr geschätzt. Und wir haben Gespräche geführt, die mit Männern so nicht möglich waren. Meine Freundinnen waren meist etwas älter, deswegen konnten die mich mitziehen. Ich weiß nicht, ob das nun meine feminine Seite ist, aber ich schätze den Austausch mit klugen Frauen. Wenn ich mit meinen Männer-Freunden zusammen bin, ist das doch immer etwas anderes.

*Da geht es dann doch eher um Fußball und Autos?*  
Nicht speziell. Naja, einige sind schon sehr Männer. Wenn eine Frau dazu kommt, lockert sich das auf. Ich sage mal so: Es wird dann kultivierter und vielfältiger. Manchmal ist es aber auch wichtig, dass Männer unter sich sind.

*Warum?*  
Dann ist da so eine bestimmte Konzentration da, keine Ablenkung. Ich sage jetzt etwas sehr Unpopuläres. Ich glaube, beim Militär und auch bei der Polizei gibt es Einheiten, wo man sich gut überlegen muss, ob man sie geschlechtlich vermischen sollte. Denn da geht es wirklich darum, Konzentrationsfähigkeit unter einer sehr hohen Gefahr zu erhalten. Ich weiß, da kommen jetzt 1000 Gegenargumente. Aber ich glaube daran, dass es besser ist. Man sollte die Männer beim SEK unter sich lassen. Ansonsten ist es bereichernd, wenn Frauen dazu kommen.

*Es macht dann einfach mehr Spaß?*  
Und es kann geistreicher und lustiger sein. Ich halte auch überhaupt nichts davon, sich über das andere Geschlecht so lustig zu machen, wie das Mode geworden ist bei Mario Barth und anderen Comedians. Das kann ganz unterhaltsam sein. Aber mittlerweile ist ein ganzes Genre entstanden, in dem das Verhältnis zwischen Männern und Frauen so beschrieben wird. Frauen werden als kaufstüchtige Schuh-Fanatikerinnen hingestellt, die ihren Mund nicht halten können. Dieser Typ Frau existiert bestimmt. Aber das gilt eben nicht für das ganze Geschlecht. Man sollte solche Bilder nicht dominieren lassen.

*Männlichkeit und Weiblichkeit werden sonst zum Klischee?*  
Genau, wir sollten uns nicht als Klischees begegnen. Und es ist gut, wenn wir die Faszination füreinander zulassen, wenn sich die Erotik zwischen den Geschlechtern auch im Gespräch niederschlagen darf. Die Griechen haben ja schon die körperliche und die geistige Erotik unterschieden. Es besteht doch die Gefahr, dass diese geistige Erotik verloren geht, wenn man zu stark auf die körperliche Erotik fixiert ist. Es hat erfrischenden Esprit, wenn man diese Erotik des Geistes nicht durch Bilder und Klischees austreibt. Ich glaube auch nicht, dass die Gender-Debatte, die wir gerade erleben, da wirklich nützlich ist.



Seine neue Rolle: Henning Baum spielt den Lukas im Film „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“.

*Warum nicht?*  
Das würde jetzt zu weit führen. Nur so viel: Gerechtigkeit muss es vor allem bei der Bezahlung geben. Wenn eine Frau die gleiche Leistung bringt wie ein Mann, dann sollte sie gleich bezahlt werden, alles andere ist absurd. Ansonsten ist es aber ganz wichtig, dass die Unterschiede anerkannt werden. Wir sollten uns an den Unterschieden erfreuen. Die Polarität macht das Leben reizvoll.

*Wann ging es bei Ihnen mit den Mädchen los?*  
Da war ich wahrscheinlich so 13 Jahre alt. Aber interessiert haben mich die Frauen schon vorher. Ich habe schon meine Kindergärtnerinnen angesehen und überlegt: Die ist schön, und die ist nicht so schön, dafür aber lieb.

*Wann waren Sie das erste Mal richtig verliebt?*  
Wahrscheinlich mit Ende zwanzig. Vorher war ich eher ein bisschen verliebt. Aber das begreift man erst später. So eine Verliebtheit ist ja wie ein Rausch. Das kann man auch im jugendlichen Alter erleben, aber das verfliegt dann eben schnell wieder. Auch da kann man aus der Geschichte von „Tom Sawyer“ etwas lernen.

*Stichwort Becky Thatcher.*  
Genau, er begeistert sich für Becky Thatcher und küsst sie. Dann platzt es aus ihm heraus, dass er vorher schon mal

eine andere geküsst hat. Becky ist entsetzt. Er versucht das noch einzurenken, aber da ist das Kind schon in den Brunnen gefallen. So läuft das, wenn man jung ist.

*Wann haben Sie das letzte Mal im Kino geweint?*  
Ich habe neulich bei einer Serie geweint, weil es einfach so rührend war. Und das ist gar keine Serie, bei der man das erwarten würde: „Californication“, schon etwas älter, aber pointiert, geistreich und erwachsen geschrieben. In der zweiten oder dritten Staffel eskaliert eine familiäre Situation. Das war so gut gespielt und geschrieben, es hat mich wirklich ergriffen und tief berührt.

*Wann fühlen Sie sich schwach?*  
Die körperliche Schwäche kommt bei mir durch ständigen Schlafmangel. Das greift mich dann schon an.

*Und emotional?*  
Das gibt es auch. Ich kann am besten damit umgehen, wenn ich das hinnehme. Anzunehmen ist ganz wichtig. Da will ich dann zwar rebellieren, aber wenn mir das Schicksal etwas serviert, muss ich das annehmen. Dagegen kann ich ankämpfen, wie ein Prometheus die Götter beschimpfen, aber das bringt mich nicht weiter.

*Die Fragen stellte Christian Aust.*



Schwarze Jacke mit bunten Aufnähern von Moschino, Hemd mit Blumendruck von Ami Paris, Streifenhose von Marni, blaue Krawatte als Gürtel von Dunhill, Stiefel von Paul Smith

# CLUB REXX

Er ist im Club, ganz allein.  
Aber er füllt ihn aus mit  
neuer Mode. Und nutzt  
die große Bühne der Nacht  
als Laufsteg seiner  
neuen Persönlichkeit.  
*Fotos Frederike Helwig  
Styling Markus Ebner*



Jacke mit rosafarbenen Pailletten, blaue Pailletten-Shorts, halbrtransparentes Hemd von Comme des Garçons Homme Plus, weiße Schuhe von Moschino



Nachtblaue Jacke mit weißen und schwarzen Aufnähern von Neil Barrett, weißes Radler-Top mit Logo sowie Ledergürtel von Louis Vuitton, Stoffgürtel von Marni



Jacke von Raf Simons, T-Shirt von Neil Barrett, Hose von Zegna Couture, Boots von Calvin Klein 205W39NYC



Jacke mit weißen Nähten von Boss, zweifarbiger Sweater von Kolor, Karo-Hose von Etro

# CLUB REX



Jacke von Giorgio Armani, zweifarbiges Hemd von Paul Smith, schwarze Lederhose von Balmain



Lachsfarbener Anzug, Hose mit schwarzen Galonstreifen an der Innenseite, rotes Hemd mit schwarzem Kragen und Schuhe von Prada



Kariertes Anzug von Alexander McQueen, schwarze Jacke von Z. Zegna, schwarze Stiefel von Raf Simons

# CLUB REX



Jacke von Raf Simons, T-Shirt von Neil Barrett



Jacke mit Hundemotiven von Thom Browne, Hose von Loewe, Hemd von Fendi, Boots von Balmain

# CLUB REX



Beigefarbene Jacke und orangefarbenes T-Shirt von Balenciaga

Fotos: Frederike Helwig  
Styling: Markus Ebner  
Models: Etienne (Tomorrow is Another Day),  
John L. (Tomorrow is Another Day)  
Digitaltechnik: Richard Billington  
Mode-Koordination: Evelyn Tye  
Styling-Assistenz: Brian Placide, Siân Hughes,  
Katherine Hughes

Dank an DJ Hell, Fabrice Gadeau,  
Ludovic Ramade, Frederic Bréziat, Clara Buot,  
Simon Gautier, Kai Schumann

Fotografiert am 16. Februar im „Rex Club“  
in Paris, der in diesem Jahr sein dreißigjähriges  
Bestehen feiert.



Schwarzer Anzug mit Zitronenscheibendruck von Dolce & Gabbana, langes halbtransparentes Kunststoffhemd von Jil Sander, schwarze Socken von Falke, rote Lederschuhe von Balenciaga



# Ein Mann der Naht

Unser ehemaliger Herausgeber fing mit Nadel, Faden und Schere an. Erinnerungen an eine Schneiderlehre in der frühen DDR – und an den Wegzug in Richtung Westen.

Von Jürgen Jeske



Blick zurück: Auch weil er gerne zeichnete, machte Jürgen Jeske eine Ausbildung zum Herrenschneider, bevor er der DDR den Rücken kehrte.

Fotos Wolfgang Eilmes

Wer weiß mit 18 oder 19 Jahren schon genau, was er werden will. Ich wusste es jedenfalls nicht, als ich 1953 in der DDR, in der Kleinstadt Zeitz an der Weißen Elster, mit 18 Jahren das Abitur bestand. Ich wusste nur, dass ich nicht Zahnarzt werden wollte wie mein Vater. Medizin war meine Sache nicht. Außerdem waren bei uns Praxis und Privaträume zusammen in einer Wohnung, wie damals meist üblich, sodass den ganzen Tag Patienten ein und aus gingen. Das alles war nichts für mich. Auch meine Eltern hatten keine rechten Vorstellungen. Und die von Industrie geprägte Kleinstadt eröffnete ebenfalls kaum Perspektiven.

Hinzu kam, dass in dem in der sowjetischen Besatzungszone entstandenen Arbeiter- und Bauernstaat die Repressionen zunahmen. Der planmäßige Aufbau des Sozialismus wurde verkündet. Die Kollektivierung der Landwirtschaft hatte begonnen. Studieren sollten bevorzugt Arbeiter- und Bauernkinder. Andersdenkende wurden zunehmend verfolgt. Schüler, die politisch auffielen, gerieten unter Druck wie Mitglieder der kirchlichen „Jungen Gemeinde“ in meiner Klasse. Manche flogen von der Schule. Andere setzten sich nach West-Berlin ab. Im Abitursommer 1953 kam es in der DDR wegen heraufgesetzter Arbeitsnormen in mehr als 500 Orten zum offenen Aufstand gegen das SED-Regime. Er konnte nur mit Hilfe sowjetischer Truppen am 17. Juni niedergeschlagen werden. Ich war in diesen Tagen mit der Reichsbahn für ein paar Ferientage an die Ostsee unterwegs. An jedem Umsteigebahnhof wurden alle Fahrgäste von Militär in den jeweiligen Wartesaal eskortiert, bis der Anschlusszug kam.

In dieser Zeit zerschlug sich auch meine Hoffnung, Innenarchitektur zu studieren. Diese Idee war mir gekommen,

weil ich ganz gut zeichnen konnte. Meine Eltern hatten mir deshalb schon einmal privaten Unterricht bei dem Künstler Karl Erich Merseburger finanziert, dem Vater des später bekannten Journalisten und Buchautors Peter Merseburger.

Wie nun weiter? Meine Schulfreundin hatte plötzlich den Einfall, ich sollte doch Modezeichner werden. Ihre elegante Mutter besaß ein Stoffgeschäft, das man ihr nach der Enteignung ihres Kaufhauses in Zeitz gelassen hatte. Die Mode-Idee beflügelte den Achtzehnjährigen, auch wenn sein Zutrauen zur eigenen Kreativität nicht sehr groß war. Als solide Grundlage bot sich daher ein Studium als Textilingenieur mit Fachrichtung Entwurf an der Fachhochschule Karl-Marx-Stadt an, dem 1953 umbenannten Chemnitz. Vorbedingung war neben dem Abitur aber noch eine praktische Ausbildung. Mein bürgerlicher Hintergrund erwies sich auch hier als Hemmnis. Der Volkseigene Betrieb (VEB) Hallesche Kleiderwerke lehnte ebenso ab wie ein Bekleidungskombinat in Brandenburg. Die Rettung bot ein Herrenschneider



In Zeitz: Jürgen Jeske im Jahr 1953

am Ort, der mich als Lehrling einstellte. Die Schneiderei war nur ein paar Minuten von unserer Wohnung entfernt. Betrieb und Wohnung waren ebenfalls zusammen. Nur der Werkstattraum, in dem die Altgesellen und wir Lehrlinge saßen, befand sich auf dem Flur vor der Wohnungstür. Es war für mich eine Umstellung vom Klassenzimmer der Oberschule in eine Werkstatt. In der Schneiderei war ich ein blutiger Anfänger, älter als die anderen Lehrlinge, als Abiturient und Zahnarztsohn mit Misstrauen bäugelt und bar jeder praktischen Fähigkeiten. Doch ich fand schnell Spaß an der neuen Betätigung und lebte mich ein. Bei der Arbeit saßen wir zwar nicht im Schneidersitz, aber doch auf den schweren Arbeitstischen am Fenster, die Füße davor auf dreibeinigen Holzhockern, den Arm mit dem Kleidungsstück auf die Knie gestützt, um Halt beim Nähen zu haben. In der Mitte der Werkstatt standen die großen Bügeltische mit den Bügeleisen, Bügelkissen und Bügeltüchern. An den Wänden standen Nähmaschinen. Stoffauswahl, Maßnahmen und Anprobe nahm der Chef in einem eleganten Raum innerhalb der Wohnung vor.

An Beschäftigung war kein Mangel. Die Maßschneiderei florierte in den frühen fünfziger Jahren in der DDR, da das Angebot an fertiger Kleidung in der Mangelwirtschaft miserabel war. Oft brachten daher Kunden Kleidungsstücke aus der Vorkriegszeit, die aufgetrennt, geändert und manchmal gewendet werden mussten. Eine unangenehme Aufgabe, da die Kleidungsstücke mangels Reinigungsbetrieben selten gereinigt waren. Solche Arbeiten fielen uns Lehrlingen zu. Im Übrigen war das Stoffangebot klein und von minderwertiger Qualität. Viele Kunden, die Verwandte „im Westen“ hatten, brachten aber auch gute Weststoffe mit, die bestaunt und mit größter Sorgfalt verarbeitet wurden. Lehrlinge wurden da freilich nicht rangelassen.

In unserer Werkstatt dienten Westhefte mit Herrenmode als viel besprochenes Anschauungsmaterial. Das galt besonders für Berichte von den Schneidertagen des Handwerks in Westdeutschland. Bei diesen Gesprächen wurde mein Blick für Handwerkskunst geschärft. Einer der Altgesellen, aus Böhmen stammend, schwärmte noch dazu von den Künstlern der früheren Karlsbader Herrenschneider – ein endloses Gesprächsthema.

Die Maßschneiderei und das Selbernähen von Frauenkleidung boomten in Ostdeutschland bis weit über die fünfziger Jahre hinaus; denn das Konsumgüterangebot wurde im Arbeiter- und Bauernstaat kurzgehalten. Allerdings kam die Modebranche auch in Westdeutschland erst in den fünfziger Jahren wieder richtig in Schwung. Symbolisch dafür stand der in West-Berlin wiedererweckte und in die DDR ausstrahlende „Berliner Chic“. Heinz Oestergaard und Uli Richter sowie die Brüder Horn machten in West-Berlin als erste Furore. Vor diesem Hintergrund waren für uns „drüben“ westliche Modeblätter begehrte und viel geschmuggelte Lektüre. Für Frauen waren das „Burda-Moden“ oder „Constanze“, wir Herrenschneider beugten uns über „Schneiderzeitung“ und „Herrenjournal“. Seit 1956 gab es auch in der DDR ein anspruchsvolles Modeheft, „Sibylle“, das aber wegen Papiermangels nur eine begrenzte Auflage hatte und immer ausverkauft war. Diese Zeitschrift hatte es ebenfalls nicht leicht, wie Dorothea Melis in einem Buch über „Sibylle“ schreibt: „Der Absatz der Konfektion musste nicht gefördert werden. Es galt, keine Bedürfnisse zu wecken, die nicht befriedigt werden konnten.“ Trotzdem spiegelte „Sibylle“ immer noch eine Welt vor, die es so nicht gab, schon gar nicht im Provinzstädtchen Zeitz. Mit Mode hatte das SED-Regime wenig im Sinn. Das änderte sich erst später.

In unserer Werkstatt dienten Westhefte mit Herrenmode als viel besprochenes Anschauungsmaterial. Das galt besonders für Berichte von den Schneidertagen des Handwerks in Westdeutschland. Bei diesen Gesprächen wurde mein Blick für Handwerkskunst geschärft. Einer der Altgesellen, aus Böhmen stammend, schwärmte noch dazu von den Künstlern der früheren Karlsbader Herrenschneider – ein endloses Gesprächsthema.

Als Lehrlinge lernten wir im ersten Jahr die Grundlagen von Nähen und Bügeln. Das erforderte damals mehr Fertigkeiten als heute, wo mehr Nähvorgänge als früher mit weiterentwickelten Nähmaschinen auch in der Maßschneiderei ausgeführt werden. Dann lernten wir die Anfertigung von Hosen. Das hatte für den Schneidermeister einen Vorteil, da Lehrlinge natürlich viel weniger Geld bekamen als Gesellen. Im zweiten Lehrjahr ging es um die Anfertigung von Westen und Sakkos. Hier passierte mir ein Missgeschick, noch dazu mit hochwertigem Stoff, das mir einen Wutausbruch unseres Chefs einbrachte und mir bis heute in Erinnerung ist. Ich hatte mit der Knopflochscherer die Knopflöcher auf der falschen Seite angebracht; im rechten Teil statt im linken. Doch mit einem geschickt eingesetzten Stück Stoff gelang es dem Chef, den Schaden zu verborgen. Schließlich kam als „Gesellenstück“ das Sakko an die Reihe. Eine Herausforderung mit den damals noch schweren Rosshaareinlagen in der Brustpartie, den komplizierten Ärmeln und mit den Kanten, die mit exakten Stichen, aber fast unsichtbar durchzunähen waren.

Im Sommer 1955 war es so weit. Aufgrund „guter Eignung“, wie es im Lehrabschlusszeugnis hieß, konnte ich schon nach zwei statt nach drei Jahren die Gesellenprüfung ablegen und bekam das Facharbeiterzeugnis der Deutschen Demokratischen Republik mit dem eingedruckten Motto Erich Honeckers: „Wir wollen den sozialistischen Menschen erziehen, der reich an wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen, reich an moralischen Qualitäten ist und der mutig und opferbereit der Sache des Volkes und der Arbeiterklasse dient.“

Zuversichtlich fuhr ich mit diesem Zeugnis wieder nach Karl-Marx-Stadt zur Hochschule. Doch dort wurde mir bedeutet, vor einem Textilingenieur-Studium

sollte ich noch – obwohl nicht wehrpflichtig – für zwei Jahre das „Ehrenkleid der Volksarmee“ tragen. So viel sozialistische Ehre war mir zu viel. Ich besprach mich mit meinen Eltern und verließ wenige Wochen später mit einem Interzonenpass und drei Koffern (!) für eine „Urlaubsreise“ legal die DDR. Ich ging also allein, ohne die Eltern und den Bruder, in den Westen.

Um im Bundesgebiet bleiben zu können, musste man die Notaufnahme beantragen. Ich tat das im Flüchtlingslager Gießen. Meine Koffer hatte ich vorher bei Bekannten gelassen. Der Neunkömmeling im Lager wurde gegen Ungeziefer eingesprüht und bekam einen Schlafplatz in einer Gemeinschaftsbaracke. Ein freundlicher Nachbar gab mir den Rat, meine Aktentasche nachts unter das Kopfkissen zu legen und festzuhalten. In den nächsten Tagen wurde ich unter anderem vom deutschen und amerikanischen Geheimdienst eingehend über die Situation in Zeitz und das dort stationierte sowjetische Militär befragt. Da ich legal eingereist war, bekam ich schließlich ohne Rechtsanspruch eine Aufenthaltserlaubnis „im Wege des Ermessens als alleinstehender Jugendlicher“.

Ich hatte damit zwar den Sozialismus hinter mir gelassen, sah mich aber, was das weitere Fortkommen und eine Ausbildung angeht, einer anderen Realität gegenüber. Allgemeine Stipendienregelungen wie das heutige Bafög gab es 1955 noch nicht. Auf die Schneiderei allein zu vertrauen schien mir zu unsicher. Nach Gesprächen mit Verwandten in Heidelberg entschloss ich mich, Nationalökonomie zu studieren, weil man damit, wie mir gesagt wurde, verschiedenes machen könne. Nach einer Zusatzprüfung zum DDR-Abitur begann im Wintersemester 1955/56 ein neuer Abschnitt meines Berufswegs. Ich bekam als Ostdeutscher für drei Semester eine „Eingliederungsbeihilfe“, gab Nachhilfestunden und arbeitete in den Semesterferien im

Betriebsbüro der Steinzeugwerke Mannheim-Friedrichsfeld. Nach den drei Semestern wechselte ich nach West-Berlin an die Freie Universität, wo damals wegen der politischen Situation der „Frontstadt“ alle mittellosen Studenten, ob aus West oder Ost, ein Stipendium bekamen. Im Jahr 1957, vor Errichtung der Mauer in Berlin, studierten nämlich noch zahlreiche Ost-Berliner an der Freien Universität. Im selben Jahr trat dann die bundesweite Stipendienregelung, das „Honnefer Modell“, in Kraft, der Vorläufer des Bafögs.

Meine finanziellen Sorgen waren damit weitgehend gelöst. Außerdem kam mir durch einen Glücksfall in diesen Berliner Jahren auch meine Schneiderei zugute. Ich hatte zur Untermiete ein Zimmer in einer kleinen Wohnung im Hinterhaus eines herrschaftlichen Mietshauses nahe dem Kurfürstendamm gefunden. Die Vermieterin war eine 30 Jahre alte Schneiderin. In Heimarbeit nähte sie für einen der Zwischenmeister der blühenden Berliner Damenkonfektion. Wenn sie mit ihrer Arbeit in Verzug kam, war der Untermieter ein an vielen Abenden des Ermessens als alleinstehender Jugendlicher.“

Schließlich wurden über diese Schneiderin auch indirekt die Weichen für meine spätere Berufswahl gestellt. Trotz Studium und Ferienjobs in Betrieben wie der AEG in Berlin wusste ich nämlich immer noch nicht, was ich nach dem Studium als Volkswirt machen sollte. Inzwischen hatte ich mich jedoch mit einer Kollegin meiner Wirtin angefreundet. Sie jobbte nach Abitur und einem Studium an der Modefachschule des Lette-Vereins beim selben Zwischenmeister und gab mir den Rat, es doch vielleicht als Journalist zu versuchen; denn ihr Vater war vor dem Krieg bei einer Berliner Zeitung Redakteur gewesen. Ich

hatte zwar keine rechte Vorstellung vom Journalismus, folgte aber diesem Rat.

Als ich 1960 (mit damals noch sechs Semestern) das Examen als Diplom-Volkswirt bestanden hatte, fing ich ein weiteres Mal als Lehrling an, als Volontär bei der kleinen West-Berliner CDU-nahen Zeitung „Der Tag“. Schon nach wenigen Wochen wusste ich: Ich hatte nach dem Anfang mit Nadel und Faden meinen Beruf, meine Berufung gefunden.

Auch der Wirtschaftsjournalist, zunächst bei „Der Tag“ und später bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, ist dem Handwerk, dem Mittelstand und der Modebranche verbunden geblieben. Die Lehrzeit im Handwerk war eine Art Grundkurs für die Realitäten der Arbeitswelt. Mir hat sie auch den Zugang zu Ludwig Erhards Sozialer Marktwirtschaft ermöglicht mit Werten wie Selbstverantwortung und persönlicher Leistung. Doch auch der Spaß an praktischen Fähigkeiten ist geblieben. Bis heute bügelt der Journalist Anzüge und Hemden, näht Knöpfe an (korrekt mit Stiel) und kann sogar mit der Anfertigung eines Knopflochs aufwarten. Perfekte Hausfrauen, die das spöttisch bezweifelt und dagegen unvorsichtigerweise gewettet haben, mussten erfahren: Handwerk hat goldenen Boden. Geblieben ist auch die Freude an der Schönheit eines Knopflochs, der Eleganz einer Anzugschulter oder der Lässigkeit eines Stadtmantels – von der Damenmode ganz zu schweigen.

Doch wo gibt es das noch, Stil und Eleganz? Vielleicht in Frankreich, wo Staatschefs noch Sinn dafür zeigen, gut angezogen zu sein. Im Übrigen leider zu besichtigen in jedem Glanzpapierheft: Prominenz in zerschlissenen Jeans sowie Anzüge, die an zu knapp gewordene Konfirmationsgarderobe erinnern. Doch es besteht Hoffnung. Hier und da wird von der Rückkehr formeller Eleganz gesprochen. Es wäre zu wünschen.



Felix Jaehn ist ein unkompliziertes Fotomodell. Er lässt sich auf die Treppe setzen, räkelt sich ohne Probleme auf der vorsätzlich runtergerockten Couch und greift nach dem aufgeschäumten Latte macchiato, der wohl den Vintage-Tisch aufwerten soll. Nach einer Viertelstunde fragt Jaehn sachte beim Manager nach, ob er auch einen Kaffee haben kann, zum Trinken. „Nimm' doch den!“ – „Also eigentlich trink' ich den nur schwarz.“

Auch das stört ihn nicht, und er zieht sich gern für das Gespräch zurück, raus aus dem Trubel, weg von all den stylishen Dingen, zwischen denen man ihn plazieren kann wie ein Accessoire. Alles dreht sich hier um ihn. Nur er, er dreht sich wirklich nicht um sich.

Dabei ist Felix Jaehn die neue Hoffnung des deutschen Pop. Mehr noch: Er hat es schon geschafft – ein Nummer-eins-Hit in Amerika ist nur wenigen deutschen Musikern überhaupt je gelungen. „Cheerleader“ heißt der Song, OMI singt ihn mit viel Soul, und DJ Felix Jaehn hat diesen Soul mit relaxten Bläsern und einem unbeschwerten Beat unterlegt. Klingt nach einem angenehmen Strandtag.

Felix Jaehn trägt die lässigen Klamotten eines Popstars aus Versehen: Sweatshirt, lockere Jeans, nicht mehr richtig weiße Sneakers. Damit passt er gut in das Fotostudio in Altona, das so wirkt wie ein Instagram-Paradies. Felix Jaehn ist groß und schlank, hat aber ein Babyface sondergleichen und gute Manieren. Das lässt sich schon daran erkennen, dass er es schafft, Gesprächspartnern unentwegt in die Augen zu schauen, ohne peinlich berührt zu wirken.

Angefangen hat das mit der Musik zu Schulzeiten, in Mecklenburg-Vorpommern, dort ist Jaehn aufgewachsen, auch wenn er in Hamburg geboren wurde. Die ersten Partys, auf die er ging, waren private Feiern, vielleicht kein Wunder in der Einöde von Meckpomm. Ziemlich schnell merkte er da: Nichts läuft ohne Musik. Und trotzdem schien es kaum jemanden zu interessieren, was überhaupt gespielt wird. Jaehn aber war das gar nicht egal. „Ich wurde der Typ mit dem MP3-Player.“

Ständig lud er neue Tracks darauf, den neuesten Shit eben, Avicii, David Guetta, Steve Aoki, das spielte er dann auf den Partys. Und irgendwann dachte er sich: Das geht auch besser. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder legte er sich eine Soundmaschine zu, DJ-Equipment. Und fing an, auf Schul- und Abipartys aufzulegen.

Die Eltern gaben ihren drei Söhnen nach dem Abitur ein Jahr frei: sich selbst finden, reisen, überlegen, was man anfangen will mit seinem Leben. Keine schlechte Idee für jemanden, der mit 17 Jahren Abitur macht. „Ich wollte erst nach Südamerika. Da sagte mir ein Freund: ‚Du kannst aber nicht mit deinem DJ-Equipment durch Südamerika reisen.‘ Und mir wurde klar, dass es das ist, was mich wirklich bewegt.“ Morgens nach dem Aufwachen dachte er als Erstes an sein DJ-Set: Welchen Übergang kann er als Nächstes spielen? Welcher Track passt da rein?

Südamerika war also raus. Stattdessen ging er nach London und studierte ein Jahr an einem College Musikproduktion. Dort lernte er nicht nur das Handwerk, sondern auch viel über die wirtschaftlichen Aspekte des Musikmachens. Die Szene war vielfältig, Jaehn verbrachte die meiste Zeit mit jungen Menschen, die auch Musik machen, und ging oft in kleine Clubs. „Das Jahr in London war für meine Musik extrem wichtig.“ Am Ende spielte er sogar Gigs in der Metropole. In Hamburg machte er ein Praktikum beim Musiklabel Edel und begann dann, Betriebs-

Felix Jaehn (eigentlich Jähn) wurde am 28. August 1994 in Hamburg geboren und wuchs an der Ostseeküste im Klützer Winkel auf. Seit dem 16. Lebensjahr wurde er für Club-Auftritte gebucht. Nach dem Abitur am Ernst-Barlach-Gymnasium in Schönberg besuchte er die Point Blank Music School in London und begann dann seine Karriere als professioneller DJ und Musikproduzent. Felix Jaehn tritt am 5. April in Hamburg, am 6. April in Offenbach, am 7. April in München und am 8. April in Köln auf.

# EY, DÄS BIN ICH

Felix Jaehn wirkt wie ein Popstar aus Versehen. Dabei trifft der Junge aus Mecklenburg-Vorpommern so genau den Ton der Zeit, dass niemand mehr weghören kann.

Von Johanna Dürholz

Foto Daniel Pilar

wirtschaftslehre in Berlin zu studieren. In der Vorlesung hörte er aber nicht zu, sondern ging die neuen Tracks bei Soundcloud durch und hing eigentlich nur dem Traum nach, Musiker zu werden.

Nach zwei Monaten brach er das Studium ab, und schon kam der Plattenvertrag. Universal zahlte ihm einen Vorschuss, zum ersten Mal konnte er seine Miete selbst zahlen, das freute auch die Eltern. Jaehn bastelte weiter an Songs und schaffte den Durchbruch. „Cheerleader“ kam eigentlich schon 2012 raus, 2014 remixte er den Track – und landete einen Welthit.

Felix Jaehn musste sich auf einmal als Superstar beweisen. Er ist jung und locker, hat viele Mädchen als Fans. Und gleichzeitig wollten ihn alle für sich, den Jungen aus Deutschland, der es in Amerika geschafft hat. Wie macht man das, gerade 20 Jahre alt und in ein Leben voller Fame und Money geworfen? Schneller Ruhm hat schon viele zerstört. Drogen, Alkohol, Stress, Zeitverschiebung, Konkurrenzdruck – das DJ-Pult ist kein Naherholungsgebiet.

„Ich trinke bei Auftritten generell nichts“, sagt Felix Jaehn. Sein Arbeitsethos passt zu einer zielstrebigsten Generation: „Leute haben bezahlt, um mich spielen und auflegen zu sehen, das ist schließlich mein Job. Und den will ich auch gut machen.“ Drogen? Sowieso nicht. „Wir sind eine neue Generation an DJs, wir sind alle clean.“ Sie seien eher die Jungs von nebenan. Darum hat er sein neues Album auch einfach „I“ genannt. „Ey, das bin einfach ich. Ich bin schon so ein bisschen zum Anfassen.“ Klingt ziemlich plakativ, fast schon flach. Aber: Es passt.

Zum Beispiel legt er großen Wert darauf, seine Social-Media-Kanäle, besonders Instagram, selbst zu bespielen. Da dokumentiert er seinen Tag und antwortet auch mal auf den ein oder anderen Kommentar. Ziemlich zeitintensiv bei 250.000 Followern. Besonders wichtig ist ihm dabei die Authentizität. Und auch das passt: Er ist nett, aber nicht zu höflich, er ist locker, aber niemals zu cool. „Ich würde nie Bilder von mir posten, auf denen ich ständig eine Sonnenbrille trage oder so. Das bin einfach nicht ich.“ Seine Fans betrachtet er als erweiterten Freundeskreis, und Freundschaften wollen gepflegt werden.

Den Erfolg verarbeitet er weiter. Er wird überall auf der Welt gebucht, macht neue Songs, geht viele Kooperationen ein, collabs, tritt fast jede Nacht in einer anderen Stadt, in einem anderen Club, auf einem anderen Festival auf. Bis er im November in Cancún war. Da saß er nachts plötzlich aufrecht im Hotelbett. Irgendetwas stimmte nicht, aber was? Er war nicht kaputt, hatte genug geschlafen, gegessen und getrunken, Wasser natürlich. Er liebt seinen Job, von Burnout kann keine Rede sein, aber er war irgendwie müde – nur eben nicht im körperlichen Sinn.

Irgendetwas musste sich also ändern. Vier Jahre lang war er ununterbrochen unterwegs, mal spielte er vor 500 Leuten in einem Club in Washington D.C., mal vor 60.000 Menschen auf einem mexikanischen Festival. Es kam schon vor, dass er in drei Tagen auf drei Kontinenten auflegte. Die Reizüberflutung war sein ständiges Grundrauschen. Jetzt dachte er das erste Mal richtig darüber nach, was er eigentlich machen will.

Als Felix Jaehn von seinem Aha-Moment in Cancún erzählt, bekommt er eine Gänsehaut, er zeigt die abstehenden Härchen auf seinem Unterarm. „Vorher hatte ich einfach keine Zeit, mal alles zu reflektieren“, erinnert er sich. „Ich konnte die Eindrücke überhaupt nicht mehr



Heute in einem kleinen Club, morgen auf einem großen Festival: Felix Jaehn hat schon früh gelernt, die Massen für sich zu begeistern.

verarbeiten.“ Für vier Tage nach Australien fliegen, dort in drei Städten spielen und vier Promotion-Termine wahrnehmen, danach weiter nach Seoul, und das nächste Tourziel hat er schon vergessen. Wie lange hält ein Mensch das durch? Wie lange hält er das noch durch? In dieser Nacht machte er kein Auge zu.

Am nächsten Morgen sagte er seinen Managern, was los ist: Bis April wolle er nicht mehr touren. Dann nämlich kommt sein Album raus, und er will fit sein. Die vereinbarten Termine hält er ein, aber sonst kommt nichts mehr dazu, gar nichts. Er braucht auch mal eine Pause.

Und jetzt? Nach ein paar Monaten Auszeit? „Jetzt habe ich Tischsets.“ Tischsets! Vorher hat er monatelang sein neues Haus einfach so da stehen lassen, im Klützer Winkel, hat es nie geschafft, sich einzurichten oder dort Zeit mit seinen Freunden zu verbringen. Da sind Tischsets ein echter Fortschritt in der Inneneinrichtung.

Im Idyll namens Mecklenburg-Vorpommern findet er genug Anregung. „Abends in der Dämmerung siehst du die Kraniche übers Feld ziehen.“ Am Rande des Felds hat er sein Haus gebaut. Er findet seine Heimat immer noch wunderschön. „Wenn die Sonne bei uns scheint, musst du nicht in den Urlaub fahren. Das ist das Paradies.“ Die Ruhe, die Vögel. „Meine kleine Welt.“ Hier kann er für sich sein, niemand will was von ihm, niemand erwartet etwas. Da kann er runterkommen, seine Mutter ist zum Abendessen da, er hängt mit seinen Freunden aus der Schule herum. Und macht Musik. Denn er hat sich nicht einfach nur ein Haus neben dem Haus seiner Mutter gebaut – sondern ein Haus mit eigenem Studio.

Die Natur allein reicht nicht, klar, am meisten inspirieren ihn andere Menschen. „Die besten Ideen entstehen in Zusammenarbeit mit anderen Musikern, Produzenten, Sängern. Man wirft sich gegenseitig die Bälle zu, experimentiert zusammen, bis eine gemeinsame Idee entsteht.“ Inzwischen lädt er für diese Sessions zu sich ein. „Dann gehen wir zum Strand, kochen abends zusammen. Da entstehen in der Regel die besten Songs.“ Auch eingängige Popmusik, wie Jaehn sie produziert, braucht Vorbilder, große Vorbilder. Was hört er selbst? Beatles? David Bowie? Felix Jaehn legt den Kopf schief und grinst. „Ich komme aus einer anderen Generation. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde: ‚Prince und Michael Jackson und die Beatles

## EY, DAS BIN ICH

sind meine Heroes.“ Das ist für mich nicht mehr der Fall. Klar, die haben viel erreicht und tolle Musik komponiert. Ich hab' dazu aber keinen Bezug mehr.“ Damit ist er eben nicht groß geworden. Seine musikalische Erziehung sah anders aus. Am liebsten hört er zeitgenössische Musik. Marc E. Bassy, der Youtuber, mit dem er auch seine erste Single des neuen Albums aufgenommen hat, Bruno Mars, Ed Sheeran, Shawn Mendes.



Unkompliziert: Felix Jaehn beim Gespräch in Hamburg

Einer der größten Dance-Hits ist für ihn „Levels“ von Avicii, ein Welthit, klar, aber für Fans von Gitarrenmusik klingt das auch ein bisschen nach Kirmes-Techno aus den Neunzigern, nach Bier und Ballermann. Jaehns Musik hingegen ist softer, immer sehr eingängig, Gesänge werden mit Autotune geglättet, die Melodien sind weich und niemals unangenehm. Immer etwas angepasst. Was unterscheidet ihn von anderen Künstlern, von DJs, die im Mainstream schwimmen? Da ist er ein bisschen überrascht. „Ich habe zum Beispiel viele präzente Bläser.“ Okay. Die hat Kungs aber auch.

Ein Album, das Felix Jaehn sein Leben lang begleitet hat, ist „Mensch“ von Herbert Grönemeyer. „Das höre ich, seit ich acht bin.“ Er stand schon in Seoul am Flughafen, mit Kopfhörern auf dem Kopf und Grönemeyer im Ohr, und fragte sich: Wem würde das auch gefallen? Kennt irgendjemand hier wohl diese Songs? „Das ist dann auch ein Stück Heimat, das mich überallhin begleitet.“

Als er in der ersten Klasse war, hörte er ein Mädchen aus der vierten Klasse Geige spielen. Der Sechsjährige war verzaubert. Ob er nicht lieber Gitarre oder Schlagzeug lernen wolle, fragten seine Eltern erstaunt. Nein, er wollte die Geige, bekam sie und spielte, bis er 14 Jahre alt war. Danach konzentrierte er sich stärker aufs Fußballspielen. „Aber die Geige und das Orchester haben mir viel gebracht.“ Ein elektronisches Musikstück ist eben auch eine komplexe Partitur aus vielen verschiedenen Tonspuren, Klängen, Instrumenten.

Wenn sein Album herauskommt, ist Felix Jaehn in Frankfurt, bei seinem Bruder. „Wir haben uns viel zu lange nicht gesehen.“ Gehen sie dann zusammen aus? Eigentlich sind Clubs ja seine Arbeitsumgebung. Aber das Debütalbum ist dann doch Anlass genug, auszugehen und ein Glas zu trinken. Er will am liebsten in eine Underground-Location, sich treiben lassen, Deep House hören. „Da erkennt mich hoffentlich keiner und sagt: ‚Ey, das ist dein Song!‘ Das wäre schon ein bisschen blöd.“

Zehn Jahre lang will er das noch machen, das Reisen, die vielen Termine, aber ewig geht das natürlich nicht, dieser Stress, wenn man zu der neuen Generation von DJ-Popstars gehört. Schließlich will er auch mal eine Familie gründen. Dann kann er nicht mehr über den Dingen schweben, da passt Meckpomm besser. ◀

FOTOS: DANIEL PILAR, EPA

**LUMAS**  
THE LIBERATION OF ART



**Andy Warhol**  
Coloured Campbell's Soup  
Purple/Teal/Red/Blood  
Siebdruck auf Skateboard  
je **200 €**

© / © /™ The Andy Warhol Foundation for the Visual Arts, Inc.  
Preise inkl. MwSt. Änderungen und Irrtümer vorbehalten.  
Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin

WEITERE MOTIVE VON AI WEIWEI,  
JEAN-MICHEL BASQUIAT UND ROBERT RAUSCHENBERG  
ONLINE UND IN 40 GALERIEN WELTWEIT

**LUMAS.COM**





# HE CALLS YOU BY YOUR NAME

Luca Guadagnino hat seinen Film „Call Me By Your Name“ in Crema gedreht. Das war praktisch für ihn: Denn dort wohnt der Regisseur auch, in einem alten Palazzo. *Von Maria Wiesner*

Crema ist Italien, wie man es sich vorstellt. In den Cafés trinken alte Männer Espresso, Fahrräder rattern über die gepflasterten Straßen in Richtung Dom, zwei Damen schlendern in schönen Schuhen an Schaufenstern vorbei, die noch mehr schöne Schuhe anbieten. In den Scheiben spiegelt sich das milde Frühlingssonnenlicht, das es nur hier gibt, südlich der Alpen. Es ist vielleicht sogar so, dass in Crema jeden Tag die Sonne scheint.

So sieht es zumindest in Luca Guadagninos Film „Call Me By Your Name“ aus.

FOTO MIKHAEL OLSOHN/T MAGAZINE NEW YORK TIMES

Da weht der italienische Sommerwind direkt von der Leinwand. Der Regisseur hat den Film in der lombardischen Stadt rund eine Autostunde südöstlich von Mailand gedreht. Das hatte für ihn einen großen Vorteil: Er konnte von zu Hause aus arbeiten. Luca Guadagnino wohnt in Crema im zweiten Stock eines alten Palazzo aus dem 17. Jahrhundert, den er liebevoll hat renovieren lassen.

„Ich arbeite gern von zu Hause“, sagt er. Kein Wunder, diese Räume würde man nur ungern verlassen. Guadagnino führt durch ein helles Zimmer, das von einem

langen Tisch dominiert wird, an dem drei Designer an ihren Macs sitzen. Gerade arbeitet er an einigen Projekten als Interieur-Designer, „mit diesem wundervollen Team junger Leute“. Design ist seine zweite Leidenschaft neben dem Filmemachen. „Es ist alles eine Frage der Zeit und wie man sie nutzt“, sagt er. „Ehe ich mich langweile, probiere ich lieber etwas Neues, das mich interessiert.“

Also auch Architektur. Sie müsse strukturiert sein, auch verspielt, und sie müsse Gefühle hervorrufen und Kontraste bieten. Das sieht man schon an seiner eigenen

Wohnung. Barocke Deckenfresken, Wände in Abendhimmelblau, japanische Vogelzeichnungen, grüne Türen mit Blumenmustern, die Farbe aufgeraut und leicht verwittert. Den meisten Platz nimmt ein Sofa mit fliederfarbem Baumwollstoff ein. Guadagnino nimmt in einem malvenfarbenen Samtsessel Platz.

Er hat ein Auge für ausgefallene Details. Das sieht man in jedem seiner Filme. In „I Am Love“ (2009) sezziert er die emotionale Kälte einer reichen Mailänder Industrienfamilie anhand ihrer teuren Wohnungen. In „A Bigger Splash“ (2015) eska-

liert Leidenschaft zum Mord in einer Jersey-Villa auf der Insel Pantelleria. Und in „Call Me By Your Name“ (2017) entdeckt ein Junge Sexualität und erste Liebe in der elterlichen Villa in der Lombardei.

Luca Guadagnino, geboren 1971 in Palermo, gehört zu den wichtigsten italienischen Regisseuren. Der Sohn einer Algerierin und eines Italiens wuchs einige Jahre in Äthiopien auf und studierte in Rom. 1999 hatte er mit „The Protagonists“ sein Spielfilmdebüt. Sein aktueller Film „Call Me By Your Name“, der jetzt im Kino läuft, wurde in Crema bei Mailand gedreht. In der Stadt lebt Guadagnino auch, und zwar schön, wie man sieht.

liert Leidenschaft zum Mord in einer Jersey-Villa auf der Insel Pantelleria. Und in „Call Me By Your Name“ (2017) entdeckt ein Junge Sexualität und erste Liebe in der elterlichen Villa in der Lombardei.

Der Stil ist in seinen Filmen ein erzählerisches Mittel. Die drei Filme könnten eine Trilogie über Liebe und Verlangen bilden. Wie kaum einem anderen Regisseur gelingt es ihm, pure Sinnlichkeit zu transportieren. Die Stoffe sind von greifbarer Intensität, die Natur atmet von der Leinwand. „Call Me By Your Name“ erinnert an die erste große Liebe, nimmt die Zuschauer in einen italienischen Sommer mit, zwischen grünen Wiesen und kühlen Villenzimmern. Das gleichnamige Buch von André Aciman, das als Vorlage diente, spielt auf Sizilien. Auf der Suche nach einem geeigneten Drehort hatte Guadagnino erst mit Ligurien geliebäugelt, sich aber dann für zu Hause entschieden.

„Der Film spielt ja in den achtziger Jahren. Ich wollte also dieses Italien im Hintergrund, das es eigentlich nicht mehr gibt. Das Haus, in dem wir gedreht haben, ist im wahrsten Sinne des Wortes mein Traumhaus. Nun, so viel Privates will man ja eigentlich gar nicht erzählen, aber das will ich Ihnen Lesern nun doch verraten: Mein Lebenstraum ist es, einen Garten zu besitzen. Dann habe ich dieses Haus gesehen, weil es mir ein Bekannter zum Kauf vorschlug. Ich hatte dafür jedoch nicht genug Geld. Das Haus aber verfolgte mich, ich habe davon geträumt. Und dann habe ich festgestellt, dass es eben doch kein Traumhaus ist: Da ging eine laute Straße vorbei, die Gegend drumherum ist etwas schmutzig. Also dachte ich, dass es wohl das beste sei, den Traum zu sublimieren, indem ich aus diesem Traumhaus mit dem Traumgarten den Ort machte, an dem diese Familie im Film leben könnte. So habe ich es immerhin ein Stück besitzen können.“

„Call Me By Your Name“ hatte im vergangenen Jahr während der Berlinale seine Europapremiere. Der Film erzählt die Coming-of-Age-Geschichte des jungen Elio (Timothée Chalamet), der den Sommer in der Villa seiner Eltern verbringt. Sein Vater ist Archäologieprofessor und lädt für einige Monate den jungen Amerikaner Oliver (Armie Hammer) als seinen Assistenten ins Haus ein. Elio soll Oliver die Gegend zeigen und entwickelt schon bald Gefühle für den schönen jungen Mann von der amerikanischen Ostküste. Das Premierenpublikum war bewegt von der intensiven Liebesgeschichte. Die Szene am Ende, wenn Elios Vater sich zur Homosexualität seines Sohns äußert, ist emotional so mitreißend, dass ein alter italienischer Filmkritiker während des Abspanns eine Packung Taschentücher brauchte, um seine Tränen zu trocknen.

„Wenn man einen Film macht, braucht man Bewusstsein und Engagement für ein



Da deutet sich was an: Der junge Elio (Timothée Chalamet) und der amerikanische Student Oliver (Armie Hammer) kommen sich näher.

## HE CALLS YOU BY YOUR NAME

Thema und eine Idee davon, was man eigentlich sagen will. Und gleichzeitig muss man die Dinge so machen, dass sie sogar einen selbst überraschen. Ich glaube nicht daran, dass man sich vorher im Labor einen emotionalen Film ausdenkt. Mir war bewusst, was auf dem Spiel stand. Ich wollte sicher sein, dass alle Elemente in dem Film perfekt stimmen, alle Schauspieler ihr Bestes geben. Dann kann das funktionieren. Wenn man mit Absicht versucht, Emotionen hervorzurufen, dann wird das zynisch oder falsch. Man muss sich überraschen lassen. Mit all denen, die an dem Film mitgearbeitet haben, kann man es schaffen, dass er emotional wird. Dann klickt etwas beim Publikum.“

Wie meistens bei Filmen auf Festivals sollte noch gut ein Jahr vergehen, bevor er in den deutschen Kinos gezeigt wurde. Auf Filmfestivals in Australien, Kanada, Spanien und Amerika lief er erfolgreich. Es entstand, und das ist heute selten, ein Hype, noch bevor die PR-Maschinerie zur Vermarktung ansetzte. Einen besonderen Coup landete Guadagnino mit der Besetzung Armie Hammers, der mit seiner Doppelrolle als beide Winklevoss-Zwillinge in „The Social Network“ bekannt wurde und den jungen amerikanischen Uni-Assistenten spielt, in den sich der siebzehnjährige Elio verliebt. So sensibel hat man den hypermaskulinen Armie Hammer noch nicht gesehen.

„Ich hatte ‚The Social Network‘ gesehen, in dem Armie diese beeindruckende Doppelrolle spielt und so herrlich nach Ivy-League aussieht. Vor einigen Jahren habe ich ihn getroffen, und er war sehr nett. Als ich dann das Drehbuch für ‚Call Me By Your Name‘ hatte, schickte ich es ihm. Erst wollte er mir absagen, aber als wir dann miteinander telefonierte, sagte ich irgendetwas, das ihn überzeugt hat. Keine Ahnung, was. Aber er sagte am Ende zu. Er versteckt seine tiefe Melancholie gut, aber ich habe versucht, sie herauszukitzeln. Ich will den echten Menschen haben. Das erfordert viel Vertrauen, und man muss die Schauspieler antreiben, aber das hat dann geklappt. Der Dreh an sich ist für mich eine furchtbare Zeit, Regie führen ist für mich nicht der Inhalt meines Lebens. Drehbuch schreiben, die Szenen am Ende schneiden, das mag ich viel mehr. Daher ist für mich das Casting so wichtig, da geht es um Menschen, die man liebt, die eine Faszination ausstrahlen. Es geht dabei nicht um sexuelle Grenzüberschreitung, sondern von der Leidenschaft für die Personen, mit denen man arbeitet. Damit kommt auch die Leichtigkeit auf die Leinwand. Das lernt man aber erst mit der Zeit. Wenn Sie sich den Kanon der westlichen Filme ansehen, dann fällt doch auf, dass viele Regisseure immer wieder mit den gleichen Schauspielern gearbeitet haben. Wie sonst will man sich erklären, welche Magie zwischen Fellini und Mastroianni herrschte, wenn nicht mit gegenseitiger Leidenschaft.“

Seine eigene Muse hat er vor Jahren in Tilda Swinton gefunden. Mit ihr drehte er drei Filme. Für „A Bigger Splash“ änderte er auf ihren Wunsch sogar das Drehbuch. Sie erzählte die Geschichte in Venedig einmal so: „Luca kam mit dem Drehbuch, aber ich hatte eigentlich überhaupt keine Lust, in dem Jahr einen Film zu machen,

ich wollte einfach nicht sprechen. Also sagte er: Gut, dann sprichst du eben nicht.“ Im Film hat ihre Figur, eine Rocksängerin, gerade eine Stimmband-Operation hinter sich und gibt mehr als zwei Stunden lang fast keinen Laut von sich. Ob die Beziehung zu Swinton diese Magie habe, von der er sprach? Da wird er fast schon verlegen, findet es anmaßend, so etwas zu behaupten, da müsse man Tilda schon selbst fragen. Sie bezeichnete seine Filme einmal so: „Aufpoliert und geschliffen sind die letzten Begriffe, mit denen ich seine Arbeit beschreiben würde, und das meine ich als großes Kompliment. Da ist nichts geglättet, verborgen oder unterdrückt. Vielmehr gibt es eine sensible Ursprünglichkeit und Impulsivität, etwas Heidnisches und zutiefst Wildes.“

Drehbuch, Regie, Besetzung und Schnitt bestimmt er selbst. Man könnte Guadagnino als Autorenfilmer der alten Schule im Sinne François Truffauts sehen. Er selbst bezeichnet sich selbst lieber als Kontrollfreak. Darüber hinaus ist er ein Vertreter des politischen Kinos. In seinen Filmen bricht immer wieder aktuelle Politik in die sinnliche Ästhetik. Im Thriller „A Bigger Splash“ ist es die Flüchtlingskrise, die in die glänzende Welt der reichen Protagonisten eindringt, in „Call Me By Your Name“ beginnt gerade die Ära der Sozialisten unter dem Ministerpräsidenten Bettino Craxi, der später der Korruption überführt wurde. Guadagnino recherchiert für seine Filme genau und versteckt Hinweise in kleinsten Details. Als Elios Eltern fernsehen, sieht man für einen Moment Beppe Grillo, der die Fünf-Sterne-Bewegung in Italien anführt und sich zu Beginn der achtziger Jahre tatsächlich noch als Satiriker im italienischen Fernsehen über die Sozialisten lustig machte.

„Eine politische Einstellung ist beim Filmemachen Voraussetzung. Alles ist politisch. Selbst die größten romantischen Komödien der neunziger Jahre sind politisch. Aktualität ist nicht der politische Aspekt meiner Arbeit. Es geht mehr darum, eine Geschichte in einer bestimmten Umgebung zu erzählen. Wenn man also einen Film dreht, der im Sommer auf der Mittelmeerinsel Pantelleria spielt, dann muss man bewusst sein, dass an den Ufern der Insel Boote mit Flüchtlingen ankommen. Wenn man einen Film dreht, der im Juni 1983 in einer intellektuellen-Familie spielt, dann müssen die politischen Ereignisse hineinspielen. Ich will das alles organisch gestalten, wie das Hintergrundgeschehen die Protagonisten beeinflusst. Politisch ist für mich, was das Publikum am Ende aus meinem Film mitnimmt. Politisch an „Call Me By Your Name“ ist die Unvoreingenommenheit dem Fremden gegenüber und die Fähigkeit, dieses Fremde ohne Rückhalt zu lieben. Keiner wendet moralische Codes an, die von Religion oder Herkunft beeinflusst sind. Alle hören darauf, wer man ist und was man fühlt. Ich glaube auch daran, dass man Verlangen nicht wegsperren kann. In diesem Film geht es nicht vordergründig um Homosexualität, sondern darum, ehrlich damit umzugehen, was man begehrt. Elio, Oliver und ihre Freundin Marzia sind alle ehrlich in ihrem Verlangen. Und sie sind damit ihrer Zeit und Italien im Allgemeinen weit voraus. Natur-



Das Filmteam, im Uhrzeigersinn von links oben: Luca Guadagnino, die Schauspieler Armie Hammer, Michael Stuhlbarg und Timothée Chalamet sowie Drehbuchautor Walter Fasano

lich ist es schlimm, noch immer kein Gesetz für die gleichgeschlechtliche Ehe zu haben. Aber das mit dem fehlenden Folterverbot finde ich noch gravierender, nur so konnten Dinge wie 2001 in Genua während der G8-Proteste überhaupt geschehen, als in einer Kaserne der Staatspolizei festgenommene Demonstranten gefoltert worden sein sollen. Ich bin zu verwirrt und verbittert über das, was in Genua passiert ist, um mich vollkommen auf die Gleichberechtigung und gleiche Eherechte konzentrieren zu können. Leute, die damals unter Silvio Berlusconi in der Regierung waren, sind immer noch da. Wir sollten uns deshalb nicht auf unsere kleinen privaten Triumphe zurückziehen, wenn es noch immer solch eine öffentliche Wunde gibt. Würde der Film 2001 spielen, hätte Elio sicherlich an den Demonstrationen teilgenommen.“

Guadagnino redet ruhig und nimmt sich Zeit, seine Gedanken zu formulieren. Beim Politischen aber ist er aufgebracht und rutscht auf dem Sessel hin und her. Mit Fremdheit musste er sich immer wieder auseinandersetzen. In Palermo geboren, wuchs Guadagnino in Äthiopien auf, wo er seine Liebe zum Kino entdeckte. Er war drei Jahre alt, als er auf dem Schoß seiner Mutter „Jason und die Argonauten“ sah. Die Stop-Motion-Effekte hinterließen bleibenden Eindruck.

Der zweite Film, den er sah, war „Lawrence von Arabien“. Auch der blieb im Gedächtnis, die „Größe des Imaginären“ habe ihn fast erschlagen. Das Medium faszinierte ihn. Mit neun Jahren bekam er eine Super-Acht-Kamera geschenkt und begann mit eigenen Aufnahmen. Die Familie zog zurück nach Sizilien. Kurz nach dem Schulabschluss überlegte er, auf eine

Filmhochschule zu gehen. „Der französische Regisseur Jean-Marie Straub drehte damals gerade ‚Der Tod des Empedokles‘ auf Sizilien. Meine Kunstlehrerin stellte uns vor, ich war 19, und sie fragte Straub: ‚Sag, sollte Luca zur Filmschule gehen?‘ Er sagte: ‚Großer Gott, nein!‘ Das hat einen solchen Eindruck hinterlassen, dass ich es nie getan habe. Alles, was ich kann, habe ich mir selbst beigebracht. Fassbinder hat mal gesagt, dass seine Universität ein Beta-max-Rekorder und VHS-Kassetten waren. Das ist bei mir ähnlich. Ich habe viele Bücher über Kino und viele Interviews mit Regisseuren gelesen und viele Filme gesehen. So habe ich überhaupt keine Hierarchien entwickelt. Das hat mich an der Universität schockiert, als ich doch einen Kursus in Filmgeschichte belegt habe. Da gab es einen Kanon und Listen. Ich hatte die Filme schon alle gesehen, aber die Rangfolge hatte für mich keinen Sinn. Da faszinierte mich Fassbinder mehr, der unkonventionell und ohne große Studios arbeitete. So kann Kunst noch roh sein.“

Während er all das erzählt, ist man immer wieder abgelenkt. Nicht nur der Sessel ist malvenfarben. Die Wände dahinter schaffen einen Kontrast in dunklem Lila, ein Heizkörper nimmt die Farbe noch eine Nuance dunkler auf und verwandelt sie in Dunkelblau. Als wäre das nicht genug des Farbspiels, sitzt Luca Guadagnino in diesen Kontrasten in einer abendhimmelblauen Hose, mit mauvefarbenen Socken, bordeauxroten Matrosenschuhen und einem gleichfarbigen Pullover. Darauf aufmerksam gemacht, schaut er erstaunt an sich hinunter und betrachtet Sessel und Wand: „Das hab ich wirklich nicht mit Absicht gemacht!“ Man kann sich vorstellen, wie sich der Stil so leichtfüßig in seine Filme schleicht. ◀



**Armani:** Irgendwie kann man es nicht glauben, aber Giorgio Armani ist und bleibt gut drauf, wenn es um die Männer geht. Er kann mit einer Modenschau (hier: Emporio Armani) eine neue Silhouette erschaffen, jedenfalls für den kommenden Herbst. Seine natürlich geformte Schulter ist ein Markenzeichen. Aber ein Modemacher mit so viel Erfahrung weiß, woher der Trend weht. Also: auch scharfe Schulterpolster, enge Zweireiher, und die Kollektion sitzt.



**Dolce & Gabbana:** Eine Schau pro Modewoche reicht den beiden Designern gar nicht mehr. Neben der Hauptschau gibt es seit neuem einen Überraschungsauftritt spät in der Nacht in ihrer Martini-Bar. Auf dem Laufsteg zeigen sie auch Maßschneiderei, in der Bar beweisen sie, dass sie Sweatshirt- und Achtziger-Jahre-Trends ebensowenig verpasst haben. So oder so: Bestickte Jogginghosen reizen Millennials. Aber muss man den jüngsten Kunden dauernd hinterherlaufen?

# MÄNNER

Männermode ist ein Thema für sich. Und für Dich. Oder nicht? Acht Kollektionen für Herbst und Winter suchen Antworten.

Von Markus Ebner



**Lanvin:** Es ist wahnsinnig, mit ansehen zu müssen, wie schnell eine Marke vor die Hunde gehen kann. Nur die Männerkollektionen von Lanvin, entworfen von Lucas Ossendrijver, sind weiter wegweisend. Er hat einen Blick dafür, bessere Schneiderei mit Materialien aus der Sportbekleidung auszuführen. Jeder Look wirkt wie selbst entwickelt, und zusammengesetzt entsteht eine runde Kollektion. Wenn auch die Damenkollektionen so wären – die Marke müsste nicht leiden.



**Marni:** Francesco Risso ist der neue Mann bei Marni. Innerhalb weniger Saisons hat der Designer die Mailänder Marke für sich erobert. Er steht auf extreme Proportionen, alles innerhalb eines Outfits. Anzüge sind übertrieben groß geschnitten. Die Oberteile taugen garantiert nicht als Boyfriend-Jacken, der Pulli drunter sieht wiederum so aus, als wäre er zu heiß gewaschen worden. Bei der Schau mischen sich Models unter die Gäste. Er weiß, wie es geht.



**Valentino:** Wenn man schon alles gemacht hat, dann kommt man zu Schwarz und Weiß (und Rot) zurück. Einer der Initiatoren der hohen Schneiderkunst für Männer, Pierpaolo Piccioli, hat seine neue Kollektion aufs Nötigste reduziert. Nur die Linien und Schnitte lässt er sprechen. Seine Aussage wird nicht die Herzen jener Valentino-Fans öffnen, die Nieten und Camouflage-Muster wollen. Piccioli aber zeigt so, dass er auch in der Männermode ernst zu nehmen ist.



**Dior:** Zehn Jahre bei einem Arbeitsgeber – das ist in der Mode und erst recht bei Dior keine schlechte Leistung. Dabei ist Kris Van Assche nicht so bekannt wie die Damenmode-Designer, und als Nachfolger von Hedi Slimane bei Dior Homme hatte er keinen leichten Job. Aber nun zeigt er, was er drauf hat. Die femininen Linien, die er im Dior-Archiv fand, hat er in harte Menswear umgewandelt. Kein Wunder, dass diese Marke auch mit Männern wächst.

# MÄNNER



**Louis Vuitton:** Manchmal ist es nicht gut genug, wenn Kate Moss auf dem Laufsteg ist, David Beckham in der ersten Reihe sitzt oder die Marke Supreme als Partner gewonnen wird. Große Namen reichen nicht unbedingt. Dass zum Beispiel Männermode-Designer Kim Jones nun Louis Vuitton verlässt, ist gar kein Verlust. Denn diese letzte Schau war eine herzlose Luxus-Angelegenheit. Wo bleibt da das Gefühl? Der nächste Name muss stimmen, Monsieur Arnaud!



**Ermengildo Zegna:** Was Alessandro Sartori seit einem Jahr bei Zegna macht, hat Hand und Fuß. Nach Jahren des Umsatzrückgangs geht es nun wieder aufwärts, um satte fünf Prozent im Jahr 2017. Sartori kennt Stoffe und Schnitte, und auf seinem Laufsteg hatte eine neue Version des Zweireihers Premiere, der eng und gut geschnitten ist wie ein Einreihler. Man sieht: Auch Sportliches integriert er locker. Das sollte reichen für weitere gute Zahlen.

# IL MAESTRO

Achille Castiglioni wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. In seinem Studio in Mailand wird der Designer darum mit einer Ausstellung geehrt.

Von Peter-Philipp Schmitt

In seinem Studio saß Achille Castiglioni an einem Tisch, der in der hintersten Ecke verborgen schien. Doch er brauchte nur einen Blick nach links zu werfen, in einen riesigen Spiegel, und schon konnte er bis in den letzten Winkel sehen – sogar einmal ums Eck den langen Flur hinunter an der Eingangstür vorbei bis zu Marco Remigio, seinem Modellbauer. Dann gab es noch Antonella Gornati, die auch die Bücher führte, bis heute das „Gedächtnis des Studios“, und die Zeichnerin Dianella Gobatto. Mit drei Mitarbeitern kam Achille Castiglioni zeitlebens aus.

Den Spiegel habe er schon 1962 einbauen lassen, erzählt Giovanna Castiglioni. Nicht etwa, um seine Mitarbeiter zu überwachen. „Er wollte einfach alles im Blick haben.“ Außerdem wirke das Studio durch den Spiegel größer und heller. Die Tochter, Jahrgang 1972, kuratiert seit 2005 das Museo Achille Castiglioni – zusammen mit ihrem 23 Jahre älteren Bruder Carlo, der zugleich Präsident der Fondazione Achille Castiglioni ist. Sie ist die Vizepräsidentin der Stiftung, die 2011 gegründet wurde. „Wir wollten alles so erhalten, wie es unser Vater verlassen hat“, sagt Giovanna Castiglioni. Verlassen hat Achille Castiglioni sein Studio im Jahr 2002, als er mit 84 Jahren starb. In diesem Jahr wäre er 100 geworden. Für seine Tochter ein guter Grund, ihn besonders zu ehren.

Castiglioni Studio ist eine Wunderkammer. Tausende von Allerweltsfundstücken hat der Designer zusammengetragen. Mit Plunder und Kleinodien befüllte er ganze Vitrinen. Da stehen neben zerbeulten Bierdosen und leeren Milchbüchsen jede Menge Kannen und Flaschen sowie Kinderspielzeuge, darunter erstaunlich viele Holzkreisel und Matchbox-Autos. Zudem gibt es ein Sammelsurium an Werkzeugen, deren Nutzen sich auch bei näherem Hinsehen oft nicht erschließt.

„Wir finden jeden Tag eine neue Überraschung“, sagt Giovanna Castiglioni, die sich an dem meist wertlosen Krimskrans ihres Vaters nicht satt sehen kann. Seine Sammelleidenschaft von „anonymen Objekten“ habe sie auch auf die Idee zu ihrer Jubiläumsausstellung gebracht, die während

der Mailänder Möbelmesse, des Salone del Mobile vom 17. bis zum 22. April, und darüber hinaus bis Ende April im Studio Castiglioni zu sehen sein wird.

Giovanna Castiglioni bat 100 Designer um jeweils einen Gegenstand, bei dem nicht wichtig ist, wer ihn entworfen hat, sondern bei dem die Funktion im Vordergrund steht. Der Vater hätte gewiss seine Freude an den „Geschenken“ gehabt, die in dem Raum, in dem einst Modellbauer Remigio arbeitete, ausgestellt werden: Michele De Lucchi zum Beispiel schickte einen zusammenklappbaren Kleiderbügel, Naoto Fukasawa einen Gartenhandschuh, Martino Gamper ein Tapetenmesser, Ron Gilad eine 20-Euro-Note, Konstantin Grcic ein Kalibrierungsgewicht von einem Kilo-



Geschwister: Giovanna und Carlo Castiglioni



Aschenbecher: Spirale (Alessi) von 1971



Wackelhocker: Sella (Zanotta) von 1957

gramm, Piero Lissoni ein Set Bonsaischeren, Ingo Maurer eine Mausefalle, Jasper Morrison einen Tacker und Valerio Sommella eine Schwimmbrille.

An der Wand hängen 112 Karten, die Designer aus aller Welt eingesandt haben. „Die Aktion sprach sich rum“, erzählt Giovanna Castiglioni. „Viel mehr Leute als gedacht wollten mitmachen.“ Manche der zum Teil unverlangt eingesandten Gaben versteht man ohne die Erläuterungen auf den Karten nicht. Über eine Patrone etwa war Giovanna Castiglioni zunächst nicht erfreut, die beigefügte Karte war aber an „A-Killer Castiglioni“ gerichtet. Das italienische Designstudio JoeVelluto schrieb dazu: „You Never Missed A Shot“. Eine großartige Idee, wie die Kuratorin findet.

Tatsächlich war nicht jeder Entwurf Castiglioni ein Treffer. Dennoch gilt er auch unter seinen Kollegen als Meister seines Fachs. Philippe Starck sagte nach Castiglioni Tod, ohne den Italiener gäbe es ihn gar nicht, und Lord Norman Foster erklärte ihn gar zu „meinem Helden“.

Achille Castiglioni, 1918 in Mailand geboren, war als junger Mann dem Berufsweg seiner beiden älteren Brüder gefolgt. Schon der Vater, Giannino Castiglioni (1884 bis 1971), war Architekt gewesen, berühmt wurde er aber als Bildhauer. Zu seinen bekanntesten Werken zählt das Grab von Papst Pius XI. in den Vatikanischen Grotten in Rom. Seine Söhne Livio (geboren 1911), Pier Giacomo (1913) und Achille wurden ebenfalls Architekten, und sie bezogen auch gemeinsam das Büro an der Piazza Castello gegenüber dem Castello Sforzesco.

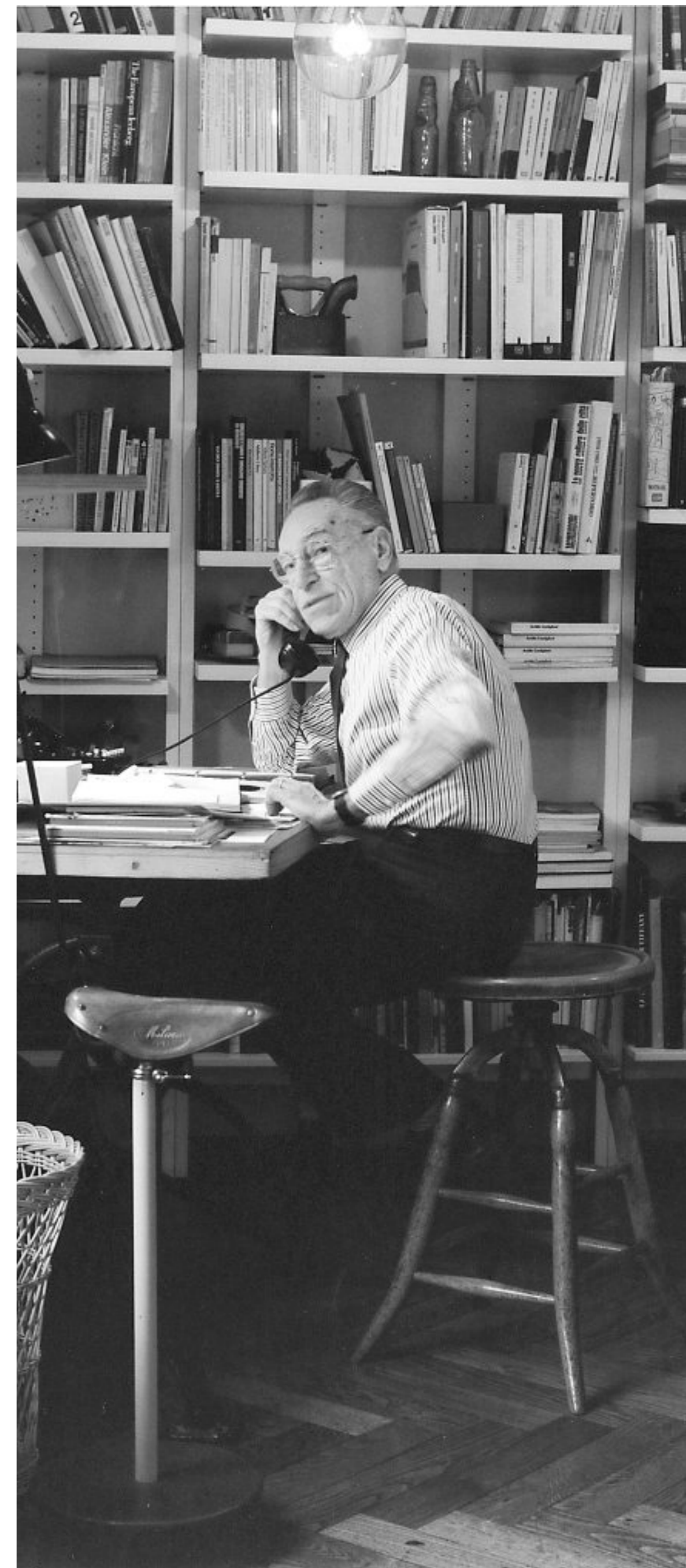
Der Jüngste, der 1944 seinen Abschluss am Politecnico di Milano machte, stieß als letzter zur Bürogemeinschaft hinzu, die der Älteste wenig später wieder verließ. Die Nachkriegsjahre waren entbehrungsreich, für ehrgeizige Architekten gab es kaum Aufträge. So blieben die Castiglioni offiziell *architetti*, beschäftigten sich aber überwiegend mit Produkten des alltäglichen Lebens – einem tragbaren Staubsauger zum Beispiel, Spalter genannt. Der Staubsauger (für Rem, 1956) ließ sich über der Schulter tragen, darum der Name, der sich aus „spalla“ (Schulter) und „terra“ (Erde)

zusammensetzt. Erst die Zusammenarbeit mit dem Leuchtenhersteller Flos aber machte die Brüder Castiglioni berühmt. Ihr wohl bekanntester Entwurf ist Arco, eine Deckenleuchte, für die man keine Löcher in die Decke bohren muss, wie die Designer erklärten. Arco steht auf dem Boden, die Lichtquelle befindet sich an einem teleskopartigen Stiel, der sich weit ins Zimmer beugt. Der Bogen (italienisch „arco“) erfordert allerdings einen massiven Sockel; der Fuß aus Marmor allein wiegt rund 65 Kilogramm. Darum befindet sich im Sockel ein Loch: Mit einem durchgesteckten Besenstiel können zwei Personen die Leuchte tragen.

Die Castiglioni waren Meister einfacher Lösungen. Und Meister des Weglassens, wie schon der Vater bemerkte. „Ihm gefiel das gar nicht“, sagte Achille Castiglioni einmal. „Wir aber wollten zum Eigentlichen vorstoßen, zur Essenz.“ Das beweist auch ihr Wackelhocker Sella. Bei ihm sitzt man, wie der Name verrät, auf einem Rennradsattel. Die Stange darunter, die in einem gusseisernen Fuß steckt, ist Rosa lackiert, weil sie an das Trikot des Führenden beim Giro d'Italia erinnern soll. „Der Stuhl ist extra unbequem“, erzählt Giovanna Castiglioni. Die Idee kam dem Vater beim Telefonieren – mit dem Wandtelefon. „Er wollte nicht lange stehen, aber auch nicht zu lange sitzen, um durchs Telefonieren nicht zu viel Zeit zu verlieren.“

Schon 1968 starb der Bruder Pier Giacomo Castiglioni. Fortan führte Achille Castiglioni das Studio alleine weiter. Heute ist es Teil des Triennale Design Museums. Doch ein Museum soll die einstige Wirkungsstätte Castiglioni nicht sein. „Jeder darf hier alles anfassen“, sagt Giovanna Castiglioni. Hat sie keine Angst, dass etwas gestohlen werden könnte? „Und wenn schon!“ Das seien doch alles nur Dinge. Bisher sei nur ein einziges Objekt geklaut worden: eine Metallspirale, die als Treppenläufer bekannt ist. Sie war 1971 Inspiration für den Aschenbecher Spirale (Alessi). „Wir haben einfach eine neue gekauft“, sagt Giovanna Castiglioni. „Damit die Leute auch sehen können, wie aus einem Allerweltsprodukt ein Designklassiker wurde.“

Am Zeichentisch: Achille Castiglioni 1995 in seinem Mailänder Studio. Zu den bekanntesten Entwürfen der Castiglioni gehört die Bogenleuchte Arco (Flos) von 1962.



Egal ob schon leicht angerostet oder gerade erst zusammengeschrubt: In den kostenlosen Freiluft-Muckibuden an der Promenade herrscht fast immer schweißtreibender Hochbetrieb. Man stählt sich, um vor allem in den Nationalsportarten Ringen und Fußball eine gute Figur zu machen – nur nicht in der Mittagshitze.



Ohne Taxi läuft nichts in der großzügig zersiedelten Hauptstadt. Aggressives Hupen und Fluchen sind verpönt unter den Fahrern, die jeden Kreisverkehr zu einem Fest des gleitenden Ein- und Ausfädelns und gegenseitiger Rücksichtnahme machen. Wer will da noch von der Rallye Paris-Dakar träumen?

# Grüße aus



Die Hauptstadt des Senegal ist auch ohne Rallye eine spannende Erfahrung.

Von Christoph Moeskes

Mehr als 200 Stufen führen zum größten – nicht unbedingt schönsten – Denkmal Afrikas: dem Monument de la Renaissance africaine. Gebaut hat die bronzene Riesenfamilie Nordkorea, der Weltmarktführer in Sachen Monumentalplastik. Der Clou: Ein Fahrstuhl fährt fast 50 Meter hoch in den Kopf des Manns.



Dakar liegt am Cap Vert, dem westlichsten Punkt Afrikas. Das ist ein großes Glück, rollt der Atlantik hier doch gleich von drei Seiten an die kleinen Strände der Stadt. Am schönsten ist der Strand am Phare des Mamelles, dem Leuchtturm. Wer dessen überdrüssig ist, kann zum Baden mit einer Piroge zu den Inselchen Ngor oder Yoff übersetzen.

Jahrhundertlang wurden von der Isle de Gorée Sklaven nach Amerika verschifft. Angekettet und eingepfercht überlebten nur wenige die schreckliche Überfahrt. Auch wenn heute Kunsthandwerk die Ausflugsinsel dominiert – die Geschichte wird im Maison des Esclaves eindrucksvoll erzählt.



Dakars Restaurants mögen sich darin überbieten, wer die beste Dorade grillt, die raffinierteste Zwiebelsoße kocht, die abgefahrensten Musiker gebucht hat. Die eigentliche Sensation aber sind die senegalesischen Erdnüsse: frisch am Straßenrand geröstet und ebenso handlich wie pfandfrei abgefüllt.



Senegal hat seinen eigenen Coffee to Go. „Touba“ heißt das mit Ingwer und Senegal-Pfeffer aufgemotzte zuckersüße Getränk, das die Händler in kunstvollem Strahl in kleine Plastikbecher gießen. Nach vollendetem Genuss werden die Becherchen vom Kunden beschwingt ins Gebüsch geschmissen.



## DIE NÄCHSTE STUFE DER PERFEKTION

Heben Sie Ihr Home-Entertainment-System auf die nächste Stufe. Unser neuer webOS Smart TV kombiniert extrem scharfe OLED 4K-Bilder und den weltweit leistungsstärksten TV-Sound mit einem eingebauten Audio-System für drahtloses Musik- und Radio-Streaming. BeoVision Eclipse ist in 55- und 65-Zoll-Ausführung verfügbar.

ERHALTEN SIE BIS ZU € 2.000 PRÄMIE, WENN SIE IHR ALTES TV-GERÄT FÜR DEN NEUEN BEOVISION ECLIPSE EINTAUSCHEN.\*

Erfahren Sie mehr auf [bang-olufsen.com/offer](http://bang-olufsen.com/offer)



BEOVISION ECLIPSE  
BANG & OLUFSEN

\*Besuchen Sie eines unserer Fachgeschäfte, um mehr über dieses zeitlich begrenzte Angebot zu erfahren. Sparen Sie bis zu € 2.000, wenn Sie Ihr altes TV-Gerät für den neuen BeoVision Eclipse in Zahlung geben. Das Angebot gilt für ein TV-Gerät jeglicher Marke und ist bis 31. Mai 2018 gültig. Nur solange der Vorrat reicht. BeoVision Eclipse 55": UVP ab € 8.295, BeoVision Eclipse 65": UVP ab € 11.995. Energieklasse A. Preise verstehen sich ohne Installation und Wandhalterung/Bodenstandfuß. BeoRemote One ist im Preis enthalten.

Alexa meets Google Home: Leider helfen die sprachgesteuerten Assistenten auch nicht immer weiter.

Foto Martin Ly



# SHOW TALK

Was meinen eigentlich Sprachassistenten? Wir haben sie gefragt, ob sie uns ein paar Dinge über Männer und Frauen erklären können.

Von Marco Dettweiler, Johanna Dürrholz und Maria Wiesner

**Johanna:** Alexa, welcher Mann passt zu mir?

Die Mir war eine von der Sowjetunion erbaute bemannte Raumstation, die von 1986 bis zu ihrem kontrollierten Absturz 2001 die Erde umkreiste.

**Maria:** Alexa, wer ist der beste Mann der Welt?

Darauf habe ich leider keine Antwort.

**Johanna:** Alexa, wer ist der reichste Mann der Welt?

Jeff Bezos.

**Johanna:** Ist der noch Single?

Das weiß ich leider nicht.

**Marco:** Alexa, wie groß ist der größte Mann der Welt?

Der türkische Bauer Sultan Kösen ist mit einer Größe von 2,51 Meter der größte lebende Mann. Er wurde erfolgreich behandelt und sein Wachstum wirksam gestoppt.

**Maria:** Alexa, ist Größe wirklich wichtig?

Das weiß ich leider nicht.

**Johanna:** Alexa, wo kann ich gut Männer kennenlernen?

Hier sind einige nahegelegene Betriebe mit Top-Bewertungen: Pohlmann, Martin Mann, Bauermann. In der Alexa-App findest du die Kontaktdaten und Informationen zu Öffnungszeiten.

**Johanna:** Alexa, warum sind Männer so kompliziert?

Da bin ich mir leider nicht sicher.

**Johanna:** Alexa, warum tragen Männer Bärte?

Das weiß ich leider nicht.

**Maria:** Alexa, wer ist der reichste Junggeselle der Welt?

Das weiß ich leider nicht.

**Johanna:** Alexa, was zeichnet einen Mann aus?

(Alexa schaltet sich aus.)

**Marco:** Alexa, bist du verheiratet?

Weißt du, es ist schwer, jemanden zu finden, der freundlich, humorvoll und künstlich intelligent ist.

**Marco:** Aber das bin ich doch.

Für Hilfe zu dieser Frage gehen Sie zum Hilfe- und Feedbackmenü dieser App.

**Maria:** Alexa, passen Männer und Frauen zusammen?

(Alexa schaltet sich aus.)

**Marco:** Alexa, was ist der Unterschied zwischen Mann und Frau?

Das weiß ich leider nicht.

**Maria:** Alexa, was bedeutet „Ich liebe dich“?

Ich bin mir leider nicht sicher.

**Johanna:** Alexa, was ist Liebe?

„Amour“ ist ein Drama aus dem Jahr 2012 mit den Schauspielern Jean-Louis Trintignant und Emmanuelle Riva und Isabelle Huppert. George und Anna sind ein Paar in ihren Achtzigern. Sie sind kultivierte, pensionierte Musiklehrer. Ihre Tochter, ebenfalls Musikerin, lebt mit ihrer Familie in Großbritannien. Eines Tages erleidet Anna einen Schlaganfall, und die Liebe des Paares wird auf eine harte Probe gestellt. Die Laufzeit ist zwei Stunden und sieben Minuten, die IMDb-Bewertung ist 7,9 von 10, und die Altersfreigabe ist zwölf.

**Marco:** Okay Google, was ist Liebe?

Momentan wird nichts wiedergegeben.

**Johanna:** Okay Google, wer ist der beste Mann der Welt?

Tut mir leid, ich bin mir nicht sicher, wie ich helfen kann.

**Johanna:** Okay Google, wann ist ein Mann ein Mann?

Tut mir leid, da kann ich nicht weiterhelfen.

**Alexa?**

Du fragst nach dem Song „Ist ein Mann in n' Brunnen g fallen“, richtig?

**Maria:** Letzter Versuch, jetzt muss Siri ran.

Hallo, Siri!

Sei gegrüßt, Erdling!

**Johanna:** Siri, wie findest du Männer?

Das ist das Ergebnis meiner Websuche: „Was Männer im Bett wollen“.

**Maria:** Siri, stebst du eher auf Männer oder auf Frauen?

Ich verstehe einfach nicht, was es mit diesen ganzen Geschlechtern auf sich hat.

**Maria:** Hast du denn ein Geschlecht?

Lass dich durch meine Stimme nicht täuschen. Ich habe kein Geschlecht.

**Maria:** Sind Männer und Frauen kompatibel?

Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Frage richtig verstanden habe.

**Johanna:** Siri, wann finde ich endlich den Richtigen?

(Siri schaltet sich aus.)

**Marco:** Alexa, wie findest du Siri?

Ich schätze alle künstlichen Intelligenzen.

**Maria:** Siri, wie findest du Alexa?

Deine Meinung zählt, nicht meine.

**Johanna:** Alexa, stehst du auf Siri?

Ich kenne meine Mitbewerber nur vom Hörensagen.

**Marco:** Okay Google, bist du besser als Alexa?

Ich finde ihr blaues Licht sehr beruhigend. Sie hat auch eine sanfte Stimme.

**Maria:** Siri?

Alexa: Auf diesen Namen reagiere ich leider nicht.

## SIEH MAL AN



### KLINGT GUT

Hörer vom Fach werden den Unterschied sofort erkennen – und ihn für bestimmte Situationen sehr schätzen. Sennheiser bietet sein Flaggschiff HD 800, einen der besten Kopfhörer der Welt, als geschlossene Variante an. Beim HD 820 sitzt eine Abdeckung aus sogenanntem Gorilla Glass auf der Außenseite der Muschel. Dadurch dringen keine Schallwellen mehr nach außen. Das dürfte besonders Paare freuen, deren Musikgeschmack weit auseinander geht. Alle anderen können sich ebenfalls freuen, weil es nur wenige geschlossene High-End-Kopfhörer gibt, die einen sauberen, transparenten Klang haben – und Sennheiser den für den HD 820 verspricht. (made.)



### FLIEGT WEITER

Die Zeit vergeht wie im Fluge, sagt man, und das stimmt sogar manchmal wörtlich. Fast auf den Tag genau vor 25 Jahren hob der erste Airbus 321 aus dem Werk in Hamburg ab; der Erstflug gelang am 11. März 1993. Längst ist das Flugzeugmodell vom Himmel nicht mehr wegzudenken. Es leistet Dienst auf Kurz- und Mittelstrecken und ist als Arbeitstier nahezu rund um die Uhr im Einsatz. Neun Monate dauerte damals der Bau des Prototypen, heute wird so ein Flugzeug in sechs Wochen gefertigt. Und die neueste Version sprengt Grenzen: Dank Zusatztanks soll es mit dem A 321 LR vom Jahresende an möglich sein, über den Atlantik zu fliegen. Das hätte sich vor 25 Jahren wohl auch niemand träumen lassen. (hap.)

### HÄLT EWIG

Normalerweise taugen Werkzeuge nicht viel, die alles zugleich sein wollen. Eine Ausnahme ist das Multitool von Leatherman. Vor genau 35 Jahren hatte der Firmengründer die Idee, um eine Zange herum so wichtige Geräte wie Feile, Schraubendreher, Ahle, Dosenöffner und vor allem ein Messer zu platzieren, alles ausklappbar. So eine Zange hält nicht nur fest, sondern auch lange, deshalb gibt es auf das Sammlerstück Heritage PST mit Schriftzug des Firmengründers 25 Jahre Garantie. Davon gibt es insgesamt nur 500 Exemplare, sie werden für 260 Euro verkauft. (Web.)



FOTOS: REUTERS, MERSTELLER

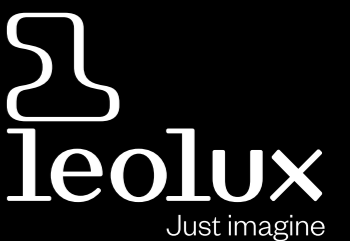
# Machen Sie es persönlich.



## Belice setzt Ihre kreativen Kräfte frei.

Entdecken Sie die unbegrenzten Möglichkeiten des Programms, von Elementen bis zu Armlehnen, Gestellen und Accessoires. Beginnen Sie mit diesem Entwurf von Beck Design und erschaffen Sie Ihre eigene Atmosphäre und Ihren idealen Komfort. Mit Belice gestalten Sie Ihre Inneneinrichtung persönlicher denn je.

Entdecken Sie alle Möglichkeiten von Belice bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das Leolux-Designcenter in 47800 Krefeld, Elbestraße 39. Oder stellen Sie sich mit dem Leolux Creator auf [www.leolux.de](http://www.leolux.de) Ihren eigenen Entwurf zusammen. Hier können Sie auch das Leolux-Jahrbuch anfordern.



AACHEN-EILAND Krüttgen - ANRSBERG Wiethoff Einrichtungshaus GmbH - ASCHAFFENBURG Möbel Malthof GmbH & Co. KG - ASPERG Knapp Einrichtung - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen GmbH - BERLIN Oliver Kuhlmeier GmbH - BERLIN Kuslan Einrichtungshaus GmbH - BIETIGHEIM-BISSINGEN Hofmeister GmbH - BONN/HSR Hesbo - BONN/Loft Designmöbel GmbH & Co. KG - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - BRAUNSCHWEIG Wohndesign A+ R GmbH - CELLE-WESTERCELLE Wallach Möbelhaus GmbH & Co. KG - DETMOLD ergonomie - DORSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen GmbH - DRESDEN ProSitzzen-Studio KS Handel und - ESSLINGEN Profi Einrichtungen - FRICKENHAUSEN Single - FRIEDBERG Hans Segmüller Polstermöbelwerk - GARSSEN Möbel Hesse GmbH - GEORGMARIENHUTTE Dransmann B Jun. GmbH - GOTTINGEN Einrichtungshaus Günther-Dirk - GRÖSSGERAU Möbel Heidenreich GmbH - HALTERMANNSEB Möbel Handwerk Dübber GmbH & Co. KG - HAMBURG Marks Einrichtungen GmbH & Co. KG - HAMBURG Hülla-studio Scharbau - HANAU Möbel Eckrich - HILBRONN Fromm GmbH - HEMMINGEN WESTERFELD Möbel Böhm GmbH - HERBACH Einrichtungshaus Weber GmbH & Co. KG - HERZOGENRATH Kryschowki Einrichtungen GmbH - HIDDENHAUSEN Ottensmeyer Wohndesign GmbH - HOFBAALE Site Einrichtungshaus - ILLINGEN Möbelhaus Dörenbäcker - ILSELD Jäger-Einrichtungen GmbH - KAARST Hügen Raum und Design GmbH - KASSEL Wohnfabrik Kassel - KIEL Dela Möbel GmbH & Co. KG - KÖLN Pfannes & Virmich GmbH - KÖLN-MARSDORF Uni-Polster Verwaltung GmbH - KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann KG - KREFELD Stefan Küstermann - KREFELD Design International by Sascha Haag - KREFELD Raumausstattung Feldmann - KRONACH Wohnstudio Vivere Norbert Ruff - KUNZELSAU-GAISBACH/Schmezer GmbH Einrichtungshaus - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGENWEISSBACH Tischlerei Jens Tuffner - LAUCHRINGEN Möbel Dick GmbH - LÜBECK INFORM Einrichtungen - MANNHEIM Westfalia Möbel Peock GmbH - MAULBURG Einrichten Schweigert KG - MÜNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten & Gestalten - MÜNCHENGLADBACH - WIKRATH Frank Zimmermanns kreatives Wohnen - MONTABAUER A-M-S Möbel Gbr - MULHEIM AN DER RUHR Partnerheimer GmbH - NEUWIED Die Wohnfabrik - Möbel May GmbH - NORDHORN Buitkamp Polstermöbel/ Esszimmer - OLDENBURG Möbel Weirauch GmbH - OLSFELD/TRINCHHAUSEN Möbelhaus H. Zeppenfeld GmbH - PARSODORF Hans Segmüller Polstermöbelwerk - PRORZHEIM Dieter Horn GmbH - PULHEIM Hans Segmüller Polstermöbelwerk - RIEBERG Knaup individuelles wohnen OHG - SENDEN Möbel Inhofer GmbH & Co. KG - SIEDELRINGEN Möbelhaus Morhähweg GmbH - SOLINGEN Möbel Damby GmbH - SPETER/Robert J. maurer wohndesign - STADT HAGEN Gabel - STODKACH Wohnpare Stump - SYKE Wagner Wohnen GmbH - TOMSVORST Klauth - WEINSTADT Ebner Wohnkultur - WEITERSSTADT Hans Segmüller Polstermöbelwerk - WETZLAR Möbel Schmidt Natürlich Wohnen - WIESLOCH Weckesser Wohnen GmbH - WUPPERTAL Audio 2000



Leinwand statt U-Bahn: Dondi Whites Spray-Bild „Solid Formation“ (1984) erzielte bei einer Artnet-Versteigerung im Januar einen Preis von 240.000 Dollar.

Es gibt Bilder, die sich ins kollektive Gedächtnis der Welt eingebrannt haben und ganze Epochen definieren. Dazu gehören New Yorker U-Bahnen, die mit Graffiti besprüht waren. In den späten siebziger Jahren ruckelten sie auf den Hochbahnstrecken der Bronx an verfallenen Häuserzeilen vorbei und boten einen farbenfrohen Kontrast zu der deprimierenden Kulisse.

Der damalige Bürgermeister Ed Koch und seine Nachfolger hielten das gleichwohl für einen Angriff auf die Lebensqualität. Sie bemühten chemische Reinigungsmittel sowie Stacheldraht und Wachhunde für die Subway-Depots, um den „Vandalismus“ zu beenden. Der Kampf der Behörden gegen die Sprayer hat den Siegeszug von Graffiti als Kunstgenre aber nicht aufhalten können. Zwar sind besprühte Subways in New York nicht mehr zu sehen; bemalte Züge werden aus dem Verkehr gezogen. In Kopenhagen, London oder Berlin jedoch hält der Trend an.

Ausgerechnet in New York wurden Graffiti aber nun als schützenswerte Kunst anerkannt. Ein Bundesrichter in Brooklyn hat 21 Graffiti-Künstlern insgesamt 6,7 Millionen Dollar zugesprochen, weil ihre Arbeiten am 5Pointz-Komplex im Stadtteil Queens vom Besitzer der Lagerhallen zerstört wurden. Gleichzeitig scheint das allgemeine Interesse an der frühen Graffiti-Kunst der siebziger und achtziger Jahre zu wachsen – einer Ära, in die auch die Geburtsstunde des Hip-Hop fällt, der ausgehend von der Bronx zu einem ähnlich globalen Phänomen wurde. Die Epoche wird in Serien und Seminaren thematisiert. Selbst in New Yorker Privatschulen beschäftigen sich Sechsklässler mit den Wurzeln des Hip-Hop.

Martha Cooper und Henry Chalfant, die als Fotografen die Anfänge der Graffiti-Bewegung dokumentierten, publizierten 1984 mit dem Fotoband „Subway Art“ die Bibel der Graffiti-Szene und trugen stark zur Verbreitung des Genres bei. 2017 hatten sie Ausstellungen in New Yorker Galerien, und Cooper hat dem neuen Berliner Graffiti-Museum Urban Nation einen Teil ihrer Privatsammlung überlassen; die Bibliothek ist nach ihr benannt.

Auf dem Kunstmarkt erzielen Künstler aus der Ära Rekordpreise. Im vergangenen Jahr wurde ein Werk von Jean-Michel Basquiat aus dem Jahr 1982 bei Sotheby's für mehr als 110 Millionen Dollar versteigert. Das Interesse an den Wegbereitern der Subway-Graffiti wächst ebenfalls, auch wenn sie nicht so viel kosten wie Basquiat, der ebenfalls als Graffiti-Künstler angefangen hatte.

Anfang Januar wurde das Gemälde „Solid Formation“ (1984) des Künstlers Dondi White auf einer Graffiti-Auktion des deutschen Online-Kunstunternehmens Artnet für die Rekordsumme von 240.000 Dollar versteigert – zum rund Vierfachen des Schätzwerts. Zwei weitere Arbeiten von Dondi (bürgerlich Donald Joseph White), dessen

# SPRAY DAY

In New York gibt es längst keine besprühten U-Bahnen mehr. Graffiti sind jetzt trotzdem Kunst. Und die Sprayer der ersten Tage erzielen Rekordpreise.

Von Norbert Kuls

Werke bislang selten bei Auktionen angeboten wurden, waren davor in Frankreich zu Preisen von jeweils mehr als 100.000 Dollar versteigert worden. „Ich vermute, dass unsere Auktion nun Sammler anregen wird, Werke Dondis zu verkaufen“, meint Alicia Carbone, die bei Artnet das Auktionsgeschäft verantwortet.

Dondi White war eine der zentralen Figuren der frühen Subway-Sprayer. Von 1980 an malte er auch auf Leinwand. Die Sprayer zeichneten sich selbst als „Writer“, als Schreiber, da das Motiv der Werke meist ihr eigener Name oder Künstlername war. Dondi arbeitete mit vielen Pseudonymen wie MR. WHITE, PRE oder BUS129.

In ihren Anfängen war Graffiti eine eigene Sprache New Yorker Jugendlicher, ein Code, den nur Insider verstanden. „Es war eine Art, zum Superhelden zu werden, zu einer Marke“, sagt Sacha Jenkins, Filmemacher und gemeinsam mit Henry Chalfant Autor des 2014 erschienenen Buchs „Training Days“, in dem Graffiti-Künstler der ersten Stunde ihren Werdegang beschreiben.

Dondi stach aus der Szene heraus. „Er war der Inbegriff eines Writer's Writer, also jemand, der besonders bei

anderen Künstlern angesehen war“, sagt Jenkins. „Er entwickelte einen ganz eigenen Stil, schuf dreidimensional wirkende Buchstaben, führte eine eigene Truppe, eine Crew, und war Mentor für viele jüngere Künstler.“ Andere Künstler nannten ihn „Style Master General“, weil er die künstlerischen Standards für Graffiti setzte, wie sein Zeitgenosse Zephyr 1998 schrieb, als Dondi im Alter von nur 37 Jahren an den Folgen von Aids gestorben war.

In den achtziger Jahren arbeitete Dondi mit den Soul Artists zusammen, Graffiti-Künstlern, die Teil der damaligen „Kunstexplosion“ im East Village wurden. Im gleichen Jahrzehnt stellte Dondi auch in Europa aus. Zephyr bezeichnet Dondis Gemälde und Zeichnungen als „akribische Studien von Buchstaben, figurativen Darstellungen und symbolischen Zeichen“. In seinen späteren Collagen kombinierte Dondi dann Bleistiftzeichnungen mit Blaupausen des Subway-Systems. „Dondi hatte sich als Künstler weiterentwickelt“, sagt Jenkins. „Jetzt werden seine Arbeiten endlich anerkannt.“

Auf die Außenhülle der Subway sprühte er Genre-Klassiker wie „Children of the Grave Return, Part 2“, dessen Titel sich auf ein Stück der Heavy-Metal-Band Black Sabbath bezieht. Das Werk, das im April 1980 während eines fast zweiwöchigen Streiks der Bahnarbeiter entstand, bedeckt einen ganzen Waggon. „Das war einer der wenigen Momente, in denen die Writer so arbeiten konnten wie in einem Atelier, mit viel Zeit, um sorgfältig zu malen und Korrekturen zu machen“, schreibt Chalfant. Das reguläre Arbeitsumfeld hingegen war geprägt von Dreck, Dunkelheit, Enge, Polizei-Razzien, Attacken von Arbeitern und rivalisierenden Crews, die Farbdosen klauten.

Dondi ist nicht der einzige Graffiti-Pionier, der gerade begehrt ist. Auch Werke von Zeitgenossen wie Futura oder Rammellzee erzielten jüngst Preise von mehr als 100.000 Dollar. „Es gibt viele Sammler, die sehr an diesen Künstlern interessiert sind“, sagt Graffiti-Spezialistin Candy Light von Artnet. Oft seien es gutverdienende Unternehmer oder Manager, die in der Ära groß geworden sind.

Der internationale Graffiti-Trend hält unterdessen an. Auf der Website „Spray Daily“ stellen Sprüher Videos aus Moskau, Hamburg und Barcelona ins Netz. „Überall auf der Welt klettern Leute über Zäune und entern Bahndepots“, sagt Lady Pink, eine der wenigen weiblichen New Yorker Sprayer der ersten Tage. „Wir sind die größte Kunstbewegung geworden, die die Welt je gesehen hat – größer als die Renaissance.“ Die South Bronx, auf deren Subway-Plattformen sich die frühen Graffiti-Künstler trafen, wird unterdessen von Luxusimmobilien-Entwicklern entdeckt. Sie vermarkten die Gegend nun als coolen Wohnort – für Leute, die in den Siebzigern dort niemals freiwillig aus der U-Bahn gestiegen wären. ◀

FOTO: ARTNET

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards

## „Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



© furniture by vibieffe

IHR FOTO HINTER  
ACRYLGLAS  
ab 7,90 €

## Ihre schönsten Momente im Großformat. Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre Fotografie hinter Acrylglas, gerahmt oder als Großabzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – profitieren Sie von mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.

WhiteWall.de

Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München

 WHITE WALL

# „Je weniger Make-up, desto besser“

Vor großen Auftritten lassen sich auch männliche Stars von dem Visagisten Philipp Verheyen schminken. Ein Gespräch über matte Haut, HD-Make-up und das große Thema Haare



Hilft auch Männern bei der Optimierung: Philipp Koch Verheyen ist Visagist in Berlin

*Herr Verheyen, Sie sind Hair und Make-up Artist in Berlin und arbeiten mit Stars für Auftritte auf dem roten Teppich und für Modeproduktionen. Kann man bei Männern von Schminken sprechen?*

Ja. Aber es geht vor allem um die Haare, das ist bei Männern das Wichtigste. Und es geht darum, dass sie nicht glänzen, also frisch aussehen. Ein Vitamin-Booster ist dann wichtig, damit die Haut vital bleibt.

*Sind denn die Haare noch wichtiger als bei den Frauen?*

Das nicht. Aber bei einer Frau verändert man von Event zu Event die Haare, als Mann trägt man seine Frisur über einen längeren Zeitraum. Obwohl, jetzt arbeite ich mit einem Schauspieler, der ein Toupé trägt. Für eine Rolle hat er einen furchtbaren Haarschnitt bekommen, damit er ins 17., 18. Jahrhundert passt. Deshalb haben wir die Haare jetzt so hergerichtet, dass er pressetauglich ist.

*Können Sie verraten, wer das ist?*

Nein. Aber ich kann Ihnen einen Namen nennen, mit dem ich gerade zusammenarbeite: Rupert Everett.

*Wie sind Sie dazu gekommen?*

Ich habe das Glück, von den Verleihen und PR-Agenturen angeschrieben zu werden, wenn Stars nach Berlin kommen. Zum Beispiel auch, wenn Diane Kruger in Deutschland ist. Mit Rupert Everett arbeite ich zum ersten Mal. Und ich arbeite auch mit Felix Jaehn zusammen. Er hat eine ganz junge Haut.

*Wie schminkt man Männer überhaupt?*

Pflege und Grundierung sind wichtig. Erst mal müssen alle Barthaare entfernt werden, die nicht da sind, wo sie hin gehören. Das Trimmen ist entscheidend, dass die Augenbrauen gestutzt sind, dass kein Haar absteht. Und dann muss man schauen: Haare in den Nasen? Haare

in den Ohren? Alles beseitigen! Dann kommt die Pflege, eine gute Augenpflege gehört dazu. Wichtig ist auch, dass die Männer von sich aus viel Wasser trinken. Je weniger Make-up, desto besser. Das wollen die meisten Männer auch so. Es gibt wenige, die *all-over contouring* bekommen. Man benutzt Concealer, um Augenringe zu kaschieren, kleine Rötungen an der Nasolabialfalte oder an den Nasenflügeln, dass man kleine Unreinheiten abdeckt. Dann ist das Puder wichtig, damit die Haut nicht zu sehr glänzt. Vor der Kamera oder im Blitzlicht sieht das nochmal ganz anders aus.

*Das ist es?*

An graue Haare im Bart gehe ich mit dem Kajalstift ran.

*Bedeutet das Trimmen der Barthaare rasieren oder schneiden?*

Beides. Ich rasiere aus hygienischen Gründen nie mit einer nassen Klinge. Je nach Bartlänge mit einem elektrischen Rasierer oder mit Kamm und Schere. Ich habe zum Beispiel mal mit Christian Bale gearbeitet. Er hat längere Barthaare, und die trimmt man mit Schere und Kamm.

*Machen Sie das alles an einem Termin?*

Ja, für die Männer plane ich eine Stunde ein. Für die Haare, die Pflege, vielleicht eine Maske zuvor, die Fingernägel. Allerdings muss man dazu sagen, dass die meisten Männer schon sehr gepflegt ans Set oder in die Suite kommen. Dann ist nur noch Feintuning nötig.



Zu Gast bei der Berlinale: Rupert Everett

*Wie lange brauchen Sie für Frauen?*

Zwei Stunden.

*Inwiefern verhalten sich Männer anders als Frauen beim Termin?*

Frauen wirken mehr mit, sind interessierter, schauen, was man für Produkte verwendet, wollen auch in der Kombination mit dem Stylisten und mit dem Management genau schauen, welcher Look zum Anlass passt. Das ist beim Mann anders, denn da geht es ja nicht um Dekoratives, man schaut nicht nach Farben oder danach, wie man aussieht, wenn die Augen geschminkt sind. Bei Männern geht es um die Selbstoptimierung.

*Wie ist das Hautbild von Männern?*

Bei Männern ist die Haut viel fester und dicker. Meistens ist sie auch grobporiger. Dadurch sieht man sehr schnell, wenn Make-up aufliegt. Wenn es sich in den Barthaaren festsetzt, selbst wenn man glattrasiert ist, hat man immer eine leichte Erhebung der Haut. Je mehr Produkt auf der Haut ist, umso mehr Erhebungen sieht man. Ich würde deshalb niemals Make-up auf das ganze Gesicht auftragen. Auch bei Frauen mache ich das selten, bei Männern noch viel weniger. Da schaue ich, wo es punktuell etwas auszugleichen gibt. Bei Männern ist es besonders wichtig, dass sie ein ausgeglichenes Hautbild bekommen und nicht geschminkt wirken.

*Was wissen Männer über ihr Aussehen?*

Männer legen in erster Linie Wert auf ihre Haare, das ist ein großes Thema. Da hat auch jeder seine Technik. Man benutzt jahrelang dasselbe Wachs, dasselbe Mousse. Bei der Haut ist das anders. Da gibt es selten Männer, die nur auf dieses oder jenes Produkt schwören. Sie wollen in erster Linie nicht, dass sie glänzen – genau das Gegenteil von Frauen. Männer wollen es matt. Ein Satz, der sehr oft fällt: Am besten so gut wie gar nichts, aber matt.

*Gibt es Produkte, die jeder Mann im Badezimmer haben sollte?*

Wichtig ist Feuchtigkeitspflege, Gesichtereinigung – und dass man sein Gesicht einmal die Woche peelt.

*Das machen sicher die wenigsten.*

Ja, aber es ist sehr wichtig zur Vorbereitung auf die Rasur. So entstehen auch weniger Pickel. Wenn man sich feucht rasiert, muss man die Haut pflegen. Aber die meisten Männer rasieren sich trocken, weil es einfacher ist und schneller geht. Andererseits ist es dann nie zu 100 Prozent exakt.

*Haben sich Männer für Auftritte eigentlich schon immer zurecht machen lassen?*

Ja. In den Vereinigten Staaten sind Männer zu Preisverleihungen genauso hergerichtet wie Frauen, sie bekommen genauso viel Maske. In Deutschland bekommen sie oft höchstens ein bisschen Puder, und da sieht man dann leider doch Ränder unter den Augen und ein nicht so ausgeglichenes Hautbild. Das ist nicht kameratauglich. Bei Fernsehproduktionen wiederum werden Männer viel zu stark geschminkt. Da kommt oft eine Schicht Make-up aufs Gesicht, ohne dass es nötig wäre. Viele der Fernsehmasken arbeiten mit HD-Produkten.

*HD wie High Definition?*

Ja, dieses Make-up ist für die Auflösung der Produktionen geeignet. Davon halte ich trotzdem nicht viel, das braucht man nicht. Es ist viel fester und dicker, aber damit auch sehr „maskig“. Ich gehe gezielt ran und schaue.

*Sollen Männer denn wirklich schön sein?*

Naja, wie definiert man schön? Niemand wacht morgens auf und ist das blühende Leben. Wenn man morgens geduscht und sich fertig gemacht hat, ist man ja auch schon optimiert. Ich bin dann nur dazu da, noch etwas zu perfektionieren.

*Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.*



FOTOS: PATRICE BRIVILLA, REUTERS

RUG STAR  
by J. Dahlmanns



Design Waterlily No 08, Silver Blue,  
hand knotted Persian weave, 70% finest Silk





Gleich vier auf einmal: Mario Lombardo riecht den wachsenden Trend zu Nischendüften.

# DUFTMALERISCH

Komm näher, sodass ich dich erfühlen kann, könnte er diesem Duft zugehört haben, damals in Grasse, als er es zum ersten Mal erschnuppert hatte, das magische Oud, das seltene ätherische Öl. „Nähe kann man riechen“, meint Mario Lombardo, und dieses Erlebnis war der Beweis. Also füllt er es nun in Flakons ab, nur nicht ganz so sinnesbenebelnd, also mit etwas Zitrone und Grapefruit dazu, für einen frischen Kopf, Rose und Veilchen fürs Gefühl und schließlich etwas Leder.

Herausgekommen ist Closer, einer von vier Düften, die Lombardo entworfen hat. In diesem Monat kommen sie offiziell heraus. Auch die anderen drei haben duftmalerische Titel wie White Light, Marble Sea und Saint und riechen – Achtung, Poesie! – wie wirbelnde Staubkörner in mediterraner Morgensonne (Bergamotte, Mandarine, Ylang Ylang), wie eine salzige Meeresbrise am kreidefelsenigen Strand (Minze, Jasmin, Moschus) oder wie in Flammen lodern Seelen (Zedernholz, Vanille, Tabak). Was für Assoziationen!

Das olfaktorische Quartett ist Mario Lombardos Parfumpremiere. Eigentlich ist er Grafikdesigner. Zu seinen Kunden zählen Modemagazine, Marken wie Louis Vuitton oder auch das KaDeWe. Mit Düften passt das nur auf den ersten Blick nicht zusammen: „Auch als Grafikdesigner gebe ich allen Arbeiten ein Gefühl mit, das nicht visuell ist“, sagt Lombardo. „Das gelingt mir über das kollektive Gedächtnis. Zeigt man zum Beispiel das Bild eines Mercedes mit Einschusslöchern, denken hier alle an den Deutschen Herbst 1977. Da werden direkt Emotionen abgespielt, mit denen ich arbeite.“ Auch ein Duft kann Erinnerungen hervorrufen. „Zur kollektiven Wahrnehmung kommt ein persönliches Gefühl. Zum Beispiel liebe

Mit seinem Duftlabel Atelier Oblique bringt der Berliner Grafikdesigner Mario Lombardo nun auch Parfums heraus.

Von Celina Plag

ich den Geruch von Teer und auch Benzin, das erinnert mich an den alten Käfer, den meine Eltern in den Achtzigern gefahren sind.“ Wobei er mit dieser olfaktorischen Erinnerung wohl ziemlich allein dasteht.

In seinem Leben nehmen Gerüche viel Raum ein. Als Kind floh er mit seiner Familie vor dem argentinischen Militärregime nach Deutschland und wuchs in



Berliner Argentinier: Mario Lombardo

Aachen auf. „Nach meinem Abitur sind wir das erste Mal wieder nach Argentinien geflogen. Ich dachte, das würde ein Urlaub.“ Aber obwohl in Buenos Aires alles ganz anders aussieht, als er es sich anhand verstaubter Erinnerungen und verblichener Fotografien vorgestellt hatte, überkam ihn ein intensives Gefühl von Heimat. „Irgendwann habe ich gemerkt, dass die Gerüche diese Verbundenheit hervorrufen.“

Seitdem ist er ein Kartograph der Düfte. Berlin? Ein Hauch von Linde im Sommer. Buenos Aires? Smog und ein kulinarisches Potpourri Europas. Aachen? Zuckersüße Duftschwaden belgischer Patisserie. Irgendwann kam die Idee, aus den losen Schwaden etwas Greifbares zu machen. 2016 gründete er Atelier Oblique, ein Nischenlabel für Boutique-Düfte. „Oblique“ ist übrigens ein kleiner Gruß an Typo-Nerds: Das französische Wort für schräg gestellte Lettern fand er passend.

In Grasse, der Wiege des Wohlgeruchs, fand er in den Parfumeuren des Traditionshauses Robertet die richtigen Partner. Zunächst begann er mit einer Kollektion aus 27 Duftkerzen: das Alphabet plus Sonderzeichen. Schrift lässt ihn eben nicht los. „Für jeden neuen Kunden entwerfe ich erstmal eine eigene Schrift. Das hilft mir, meine Gedanken zu ordnen. Ich bin da wie ein Handwerker, der mit Versalien und Zeichen arbeitet.“ Auch die Kerzen sind, abgesehen vom französischen Aroma, vom Etikett bis zur Verpackung von ihm gestaltet und in Deutschland produziert.

Jeder Buchstabe aus seiner Kerzenkollektion erzählt eine Geschichte. Einige davon hat er engen Freunden und der Familie gewidmet. Das „M“ teilt er sich beispielsweise mit seiner Tochter. Sie mag Amber, er Tabak, auch Vanille ist darin, für das süße Gleichgewicht. Wenn man

sich alle 27 Kerzen gleichzeitig unter die Nase hält, bekäme man vielleicht eine Idee davon, wie die Welt von Mario Lombardo riecht. Oder Kopfschmerzen. Wobei: Die Kerzen, sagt er, seien mit Kopf-, Herz- und Basisnote so komplex aufgebaut wie ein echtes Eau de Parfum.

Diese Kerzen erleuchten seit zwei Jahren eine Zeit, in der es sich die Großstädter in ihren Wohnzimmern zunehmend hyggelig machen und sich dazu gerne mit dem passenden Raumaroma in Stimmung bringen. Vielleicht erinnert sich das kollektive Gedächtnis sogar noch an vergangene Zeiten, als man durch das Anzünden von trockenen Kräutern oder Harzen böse Geister austräucherte.

Auch bei der Lancierung der ersten vier Düfte kommt ihm jetzt der Zeitgeist entgegen, denn das Segment der Nischendüfte wächst. „Es hat viel mit Individualität zu tun“, sagt Lombardo. Er habe nie verstanden, warum man sich mit einem Duft einspricht, auf dem der Name eines Prominenten steht. „Kunden suchen heute nach besonderen Produkten, die sich vom Mainstream abheben.“ Immerhin hat ein Parfum identitätsstiftende Wirkung, wie ein Kleidungsstück. Für ihn stand es deshalb auch gar nicht zur Debatte, keine Unisex-Düfte zu entwerfen. „Jeder soll tragen, was ihm gefällt. Aber natürlich haben wir die Wirkung der vier Parfums immer wieder getestet. Einige empfinden Marble Sea beispielsweise als feminin, aber ich trage den Duft sehr gern.“

Bei Kerzen und Parfums soll es nicht bleiben. Zur Zeit interessiert ihn vor allem die Architektur: „Ich werkle an einer Leuchte, die Düfte visualisieren kann.“ Was das bedeutet, möchte er noch nicht verraten. Aber über Typographie könnte man noch stundenlang mit ihm reden. ◀

FOTOS: HERSTELLER



## Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR  
KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z.-Leser entworfen. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

Die Exemplare  
der SINN 1736  
mit F.A.Z.-Signet  
sind bereits  
ausverkauft.

### SINN 1736 UND 1746 F.A.Z.-EDITION

Das stahlblaue Zifferblatt und die rhodinierten Messing-Appliken sorgen für bestechende Klarheit. Eigens für die F.A.Z.-Edition wurden nahtlose Armbänder aus grauem Alcantara sowie braunem Kalbsleder ausgewählt.

1961 von Pilot Helmut Sinn gegründet, trägt die Marke auch heute noch den Kerngedanken der Funktionalität in sich. Die Frankfurter Uhren-Manufaktur baut Sinn-Uhren im Zeichen von Langlebigkeit, Qualität und Präzision.

Sichern Sie sich die auf 50 Stück limitierte SINN 1736 mit 36 mm Durchmesser für 1.950 Euro oder die auf 100 Stück limitierte SINN 1746 mit 42 mm Durchmesser für 2.200 Euro.

Die ersten 5 limitierten Exemplare der SINN 1736 und die ersten 10 Exemplare der SINN 1746 verfügen über das F.A.Z.-Signet im Zifferblatt.



# „STILVORBILDER? KÄMEN MIR ZU ALBERN VOR“



Er ist nicht der erste Schriftsteller in der Familie, aber bei weitem der erfolgreichste. **Ferdinand von Schirach** wurde in München geboren, studierte Jura und wurde Strafverteidiger. Innerhalb eines Jahrzehnts verkaufte er Millionen Bücher, in denen er aus dem Alltag eines Anwalts erzählt. Geschichten aus „Verbrechen“ und „Schuld“ wurden schon so erfolgreich verfilmt wie sein Theaterstück „Terror“, bei dem der Zuschauer entscheiden soll, ob es richtig ist, ein von Terroristen gekapertes Passagierflugzeug abzuschießen. Sein neues Buch „Strafe“ stellt der Dreiundfünfzigjährige am kommenden Donnerstag auf der lit.Cologne in Köln vor.

*Was essen Sie zum Frühstück?*  
Ich frühstücke im Café, meistens Spiegeleier.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*  
Seit vielen Jahren die immer gleichen Sachen in den immer gleichen Geschäften.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*  
Ich finde es furchtbar langweilig.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*  
Eine zerschlissene dunkelgrüne Wachsacke aus England, die ich vor 25 Jahren zu einem Abonnement der „Times“ geschenkt bekommen habe. Ich sollte sie besser mal wegschmeißen.

*Was war Ihre größte Modesünde?*  
Der Besuch einer Haute-Couture-Schau von Chanel in Paris. Es war ohrenbetäubend laut, sehr unbequem, und die armen Models waren geschminkt wie altgriechische Rachegöttinnen. Wenigstens dauerte es nur ein paar Minuten.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*  
Da ich weder turne, noch Dauerläufe mache, besitze ich solche Hosen nicht.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*  
Ich mochte zum Beispiel Cary Grants Anzüge, dass Lino Ventura unter keinen Umständen seinen Gesichtsausdruck änderte, die Großzügigkeit von Gunter Sachs oder dass ein Weltstar wie Christopher Nolan kein Smartphone und keine E-Mail-Adresse besitzt. Aber Stil-Vorbilder – nein, das käme mir doch zu albern vor.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?*  
Nein, ich bin handwerklich vollkommen unbegabt.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*  
Vermutlich nicht.

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?*  
Ich habe noch nie gekocht, ich gehe lieber ins Restaurant.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*  
Regelmäßig lese ich „Spiegel“, „Neue Zürcher Zeitung“ und „Guardian“, unregelmäßig „Süddeutsche Zeitung“, „Bild“ und Frankfurter Allgemeine.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*  
Täglich den Teletext der ARD, „turi2“ und „New York Times“. Unregelmäßig „Spiegel Online“ und „The Verge“.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*  
Heute.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*  
Epiktets „Handbuch der Moral“. Es ist ein sehr dünnes Buch. Epiktet, ein ehemaliger Sklave in Rom, verkrüppelt und arm, wurde zum Philosophen und damit – trotz Verbannung – ein freier Mensch. Lesen Sie dieses Buch,

es könnte Sie verändern. Und die Stoiker sind das ideale Gegengewicht zur Aufregtheit unserer Zeit.

*Ihre Lieblingsvornamen?*  
Maria, Sophia, Carl, Caspar.

*Ihr Lieblingsfilm?*  
Einige Filme sehe ich immer wieder gerne, zum Beispiel „Vier im roten Kreis“ von Jean-Pierre Melville, „Anatomie eines Mordes“ von Otto Preminger oder „Der Swimmingpool“ von Jacques Deray. Andere wechseln, wie zum Beispiel „A Bigger Splash“ mit einer großartigen Tanzszene von Ralph Fiennes oder „La Grande Bellezza“ mit Toni Servillo, der als Jep Gambardella tatsächlich ein Stil-Vorbild wäre, wenn es so etwas gäbe. Zur Zeit mag ich auch Tom Fords „A Single Man“, Sofia Coppolas „Somewhere“ und Paolo Sorrentinos Serie „The Young Pope“.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*  
Das beeinflusst mich nicht.

*Tragen Sie eine Uhr?*  
Ja. Aus den sechziger Jahren.

*Tragen Sie Schmuck?*  
Oh Gott, nein.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*  
Kaffee und frisches Brot.

*Was ist Ihr größtes Talent?*  
Beobachten.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*  
Distanziertheit.

*Womit kann man Ihnen eine Freude machen?*  
Wenn das, was ich schreibe, einen Menschen berührt.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*  
Erfindungen, die leider nie gemacht wurden: ein sofort wirksames Mittel gegen Erkältung, dünne Kleidung, die warm hält, das Beamen. Oder auch die Inkas, die das Rad nicht kannten.

*Sind Sie abergläubisch?*  
Niels Bohr, einer der Begründer der Quantenmechanik, hatte über dem Eingang seines Hauses ein Hufeisen angebracht. Darauf angesprochen, sagte er, er sei nicht abergläubisch, aber man könne ja nie wissen. Mir geht es ähnlich.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*  
Meistens gehen meine Ferien seltsam schief.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*  
Ich habe nicht die geringste Ahnung.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*  
Mineralwasser, Cola light und Kaffee.

*Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.*

## MEY & EDLICH<sup>1870</sup>

einfach gut angezogen

### GRUNDELEMENTE DER MÄNNERGARDEROBE.



FOTO ANNETTE HAUSCHILD / GÖTTREIZ

Jetzt versandkostenfrei bestellen mit Gutschein-Code 1745-9924-9851 auf [www.mey-edlich.de](http://www.mey-edlich.de)

*James*  
CAMERON

*Martin*  
SCORSESE

*Kathryn*  
BIGELOW

*Alejandro*  
GONZÁLEZ  
IÑÁRRITU



## EINE HOMMAGE AN DIE MEISTER DER FILMKUNST.

Unablässig angetrieben. Unablässig engagiert. Mit ihren fesselnden Geschichten, unvergleichlichen Szenen und faszinierenden Welten begeistern sie nicht nur ihr Publikum, sondern prägen die Geschichte des Kinos. Rolex würdigt vier mit dem Oscar ausgezeichnete Meister der Regie, die uns mit ihren zeitlosen Werken immer wieder inspirieren. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41



EXKLUSIVER ZEITGEBER DER  
ACADEMY OF MOTION PICTURE  
ARTS AND SCIENCES

  
**ROLEX**